



*Carl Claus von der Decken*

Baron

Carl Claus von der Decken's

# Reisen in Ost-Afrika

in den Jahren 1859 bis 1861.

Bearbeitet

von

**Otto Kersten,**

früherem Mitgliede der von der Decken'schen Expedition.

Mit einem Vorworte von Dr. A. Petermann.

Die Insel Sansibar. Reisen nach dem Niassasee und dem Schneeberge Kilimandscharo.

Erläutert durch 13 Tafeln, 25 eingedruckte Holzschnitte und 3 Karten.

Leipzig und Heidelberg.

C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.

1869.

## Fünfzehnter Abschnitt.

### Der See Zipe.

Annäherung an den See. — Ein edler Karawanenbrauch. — Marsch längs des Ostufer. — Begegnung mit acht Löwen. Erlangung dreier Nashörner. Anderes Wild. Nächtl. Jagdabenteuer. — Bienenerdbe. — Feierlicher Empfang in Daseta. — Sultahn Maingu. — Die Ceremonien des Kischongo und der Blutsbrüderschaft. — Großer Rath der Häuptlinge. — Tracht und Schmuckgegenstände der Wadafeta. — Ein Kriegstanz. — Ausflug nach einem Hügel am See. — Beschwerslichkeit der Winkelmessungen. — Der Vertrauensmann Banafumo. — Abschied von Daseta.

Die Nacht war kalt, und ein rauher Wind blies von den Parebergen her. Bereits vor fünf Uhr trieb ich meine Leute, welche frierend um die erloschenen Feuer saßen, zum Aufbruch. Wir überstiegen einen niedrigen Kamm des Kijunguhöhenzuges und gelangten in eine weite, wellige, leicht nach Norden geneigte Ebene. Sie trug nicht das Gepräge der Dürre, wie die gestern durchschrittene: feines frisches Gras bedeckte den Boden, und an Stelle der kahlen Dornbüsche waren einzelnstehende belaubte Bäume getreten. Vom See Zipe, welcher nach Aussage der Leute nur wenige Stunden entfernt sein konnte, war Nichts zu erkennen weil ein dichter Nebel über der Landschaft lag. Auf einigen der immer zahlreicher werdenden Wildpfade gingen wir nordwärts weiter, einem schroff aus der Ebene emporsteigenden Gebirgszuge, dem Ugonostocke zu, an dessen Fuße ich das Wasserbecken vermutete, kamen jedoch nur langsam vorwärts, weil wir öfters auf die vor Durst ermatteten Träger warten mußten. Gegen zehn Uhr, nachdem wir eine Strecke des bekannten, dunkelgrauen Bodens durchwandert, gewahrten wir die ersten Anzeichen von der Nähe des Wassers: gebleichte Schalen von Süßwassermuscheln und weiterhin einzelne Flecken Schilfes, aber noch kein Wasser selbst — vermutlich reicht der See nur während der Regenzeit bis hierher. Nach zweistündigem, mühsamen Marsche, zuletzt über weichen Schlamm Boden, entdeckten wir endlich eine trübe Pfüge. Mit Saugzen beugte sich ein Jeder zu der Lache nieder und schlürfte, als wäre es das köstlichste Getränk, mit vollen Rügen das gelbbraune Wasser.

Sobald der erste Durst gestillt, gedachte man nach guter, alter Karawanensitte auch der schwachtenden Zurückgebliebenen: aus eigenem Antriebe wanderte eine Anzahl der Träger zurück, um den selbst stundenweit Entfernten das belebende Element entgegen zu bringen — gewiß ein schöner Zug edlen Menschenthums!

Beim Weitermarsche scheuchte ich einen herrlichen weißen Reiher auf: meine Flinte trachte, er stürzte herab, und ringsum erhob sich eine Wolke erschrocken Wasserflügel.

Plötzlich ertönte lautes Geschrei — ein Flußpferd brach aus dem Schilf hervor, nahm seinen Weg mitten durch unsere Reihen und entschwand, ohne daß die nachgeandten Kugeln ihm Etwas anzuhaben vermochten. Kurz darauf galoppirten noch zwei der plumpen Kolosse an uns vorüber dem Wasser zu.

Immer dichter wurden Schilf und Gras, je weiter wir vorbrangen, und immer zahlreicher und ausgebeunter die Wasserpfügen. Auf diesem Wege den Spiegel des Sees zu erreichen, schien unmöglich; wir wandten uns also rückwärts und dann nach Osten und kamen anderthalb Stunde später, nach mancherlei für den Zuschauer allerdings spaßhaften Unfällen wieder auf freien Boden. In nördlicher Richtung an dem schilfumfränzten Ostufer des Sees weiter wandernd, erreichten wir um vier Uhr eine zum Lager geeignete Stelle, an welcher die stattliche Seefläche einigermassen offen lag. Vor uns und nach Westen breitete sich eine weite, sanft ansteigende Grasenebene aus, von Norden her leuchtete der herrliche Kilimandscharo herein, jenseit des Sees schloß das düstige blaue, zackige Ugonogebirge den Gesichtskreis ab, und im Süden zeigten sich die Kijunguberge und die Ausläufer des Pare. Nur wenige der rüstigsten Träger waren noch bei uns; die meisten erschienen in längeren Zwischenträumen Einer nach dem Anderen, und erst bei anbrechender Dunkelheit waren wir vollzählig.

Am Morgen des 21. Juli brach ich etwas früher auf als meine Leute, in der Hoffnung, von der Tränke zurückkehrendes Wild zu treffen; allein ich täuschte mich und sah Nichts als über dem See Spiegel Schnauze und Ohren einiger Flußpferde, welche mit entsetzlichem Stöhnen und Plätschern untertauchten, wenn ich ihnen eine Kugel aus der Elefantensbüchse zusandte. So wanderte ich mit öfterem Aufenthalte mehr denn drei Stunden fort und hielt häufig Umschau, ohne jedoch die nachfolgende Karawane zu gewahren. Ich kehrte zurück und fand nach einer halben Stunde Weges die ganze Gesellschaft gemüthlich gelagert und im Begriffe, sich eine Mahlzeit zuzubereiten: die Führer hatten Thorviten und Korallfisch vorgelagert, daß ich ihnen gestern Abend diesen Platz bezeichnet und den Befehl gegeben habe, mich dort zu erwarten. Sofort stieß ich die Köpfe um, warf das Feuer durcheinander, theilte hier und da ermutigende Stockschläge aus und brachte in kurzer Zeit Alles wieder in besten Gang.

Auch später wurde ich nicht vom Jagdglücke begünstigt; nur eine Heerde Zebra sah ich, aber viel zu weit ab, um einen sicheren Schuß thun zu können.

Gegen Mittag erreichten wir das Ende des freien Wassers; ein dicker Kranz riesiger Papyrus entzog die Seefläche unseren Blicken: bis zur Höhe von über fünfzehn Fuß erhebt sich hier das berühmte Niedgras, gekrönt von einem federigen, den Blüten des Schnittlauches ähnlichen Kopfe von drei Fuß Durchmesser. Der Pfad führte nun vom Wasser ab, über eine dünnbewaldete Ebene, welche an einigen Stellen mit einer leichten, nach Salpeter und etwas Kochsalz schmeckenden Ausblühhung bedeckt war; ich ließ halten und das Mittagessen zurecht machen. Mein unermüdlicher Reisebegleiter stellte auch hier, anstatt sich Ruhe zu gönnen, seine Messinstrumente auf und nahm Winkel nach den Ugonobergen und anderen sichtbaren Gipfeln.

Etwa um drei Uhr begaben wir uns wieder auf den Weg nach Daseta zu, einer nördlich von hier am Komfluße gelegenen Landschaft, in welcher die Dschaggakarawanen häufig verkehren. Unterwegs saßen wir in geringer Entfernung ein Nashorn und zwar ein schwarzes, also eines von der gefährlicheren Art: sämmtliche Träger warfen das Gepäck auf die Erde und suchten auf den benachbarten Bäumen Schutz. Nach schnell entworfenem Schlachtplane feuerte Thorton den ihm die eine Kugel aus seiner kleinen Wutze zu, um es zum Angriffe zu reizen, worauf ich es mit einer Elefantenkugel niederzustrecken gedachte.

Es gehörte indeß nicht zu den Mühtigen seines Geschlechtes; denn kaum knallte die Büchse, als es in schwerem Galopp von dannen floh. Gegen Sonnenuntergang ward das Nachtlager unter einigen Bäumen an einer Wasserpfütze aufgeschlagen.

Um zu zeigen, in welcher erstaunlicher Menge zu anderen Zeiten hohes und höchstes Wild am See Ripe vorkommt, und wie ungesucht es sich bisweilen der moribunden Büchse stellt, greifen wir dem Gange der Erzählung vor und schalten hier die Erlebnisse zweier späterer Tage ein, um welche wol Mancher unserer Reisenden beneiden wird.

„Ich ging,“ erzählt Decken auf seiner Rückreise, „am frühen Morgen der Karawane voraus am Seeufer hin, um einiges Wassergeflügel zu erlegen; ich trug ein doppeltes Schrotgewehr nach dem Systeme Lafaudoux, Koralli folgte mir in einiger Entfernung mit meiner Büchse nach. Das Glück war mir günstig; außer manch' schönem Sumpfvogel erlegte ich namentlich eine herrliche Trappe, über welche ich mich ganz besonders freute. Da gewahrte ich etwa fünfzig Schritt von mir am Rande des Schilfes etwas Gelbes. Schon öfters hatte ich kleine, gelb- und schwarzgestreifte Hyänen gesehen, dachte also bei diesem Anblicke zuerst an eine solche und troch demgemäß, ohne die Schrotladung gegen Kugeln zutauschen, auf allen Vieren vorsichtig durch das lange Gras vorwärts. Nachdem ich mich unter dem Schutze eines Busches bis auf einige Schritte Entfernung angebirgt, richtete ich mich langsam empor. Der Anblick, welcher sich dem überraschten Auge bot, erregte unbeschreibliche Gefühle in mir. Nicht Angst, nicht Schrecken war es, was mich bewegte — das Schauspiel zog mich an mit lauter Zauberkraft, während meine Vernunft mich fliehen ließ: kaum vier Schritt vor mir lag eine alte Löwin, spielend mit zwei Jungen, welche sich ihr zu nahen suchten, aber immer durch eine leichte Bewegung der Tagen von ihr zurückgeschleudert wurden; dicht daneben stand der Herr Vater, sichtbarlich erfreut über die Gewandtheit seiner Sprößlinge, und in einiger Entfernung davon, am Rande des Sees, labten sich zwei halb-erwachsene Brüder oder sonstige Verwandte an einem Morgentrunke. Das Blut rann mir heiß durch die Adern, bald aber gewann die Vorsicht wieder die Oberhand: langsam, wie ich mich ausgerichtet, ließ ich mich hinter dem Busche niedersinken, setzte Kugelpatronen in meinen Lafaudoux, troch mit möglichster Vorsicht auf Koralli zu und ließ mir meine vertraute Büchse geben. Es wäre Wahnsinn gewesen, mit nur drei Kugeln einen so ungleichen Kampf zu wagen; aber es trieb mich unwiderstehlich, die prächtigen Thiere noch einmal zu sehen. Langsam rückte ich vor, Koralli folgte mit der Doppelflinte — da traten acht Löwen, statt der vorher bemerkten sechs, aus dem Schilfe, unter ihnen drei mit stattlichen Mähnen geschmückte, blieben auf zwanzig Schritt Entfernung stehen, ließen ein dumpfes, unwilliges Geknurr hören, fauchten und zeigten das herrliche Gebiß, mit welchem Mutter Natur sie beglückt. Sie zähnelstehend, ich die Büchse an der Schulter, so standen wir uns wol zwei Minuten gegenüber; endlich bequemen die Bestien sich langsam zum Rückzuge, voran die Jungen, zuletzt die Männchen. Flucht aber war dieser Rückzug nicht zu nennen: aller zwei bis drei Schritte wendete sich einer der alten Herren um, wie wenn er sehen wollte, ob ich den unwillkürlich unter uns geschlossenen Waffenstillstand auch redlich hielt, und erst außerhalb Schußweite begannen sie in langen Sprüngen der Ferne zuzustreben und waren bald hinter Busch und Bäumen verschwunden — vermutlich hatten sie Witterung von der seitwärts herannahenden Karawane erhalten.“

„Wir setzten die unterbrochene Reise fort. Die Sonne brannte entsetzlich; kein Lufthauch milderte die noch schlimmere strahlende Hitze des Bodens; die Träger konnten sich kaum weiter schleppen. In Rücksicht darauf ließ ich schon um zehn Uhr halten und zwar zum Nachtlager, weil ich Nachmittags die treffliche Jagdgelegenheit noch besser auszunutzen gedachte. kaum hatten wir es uns bequem gemacht, als ein paar Leute, welche Brennholz zu suchen

ausgegangen waren, eiligen Laufes zurückkehrten und meldeten, sie hätten in der Ferne zwei Rhinoceros gesehen. Von Thornton und zwei Trägern mit den Hülfsgewehren begleitet, begab ich mich ohne Verzug nach dem bezeichneten Orte und erblickte bald zwei schöne, ausgewachsene, schwarze Nashörner, das eine etwa vierzig Schritt von dem anderen entfernt. Sie mußten mit einem sehr schlechten Gesichte ausgestattet sein; denn sie ließen uns über die spärlich mit höchstens zwei Fuß hohen Büschen bewachsene Ebene auf etwa dreißig Schritt herankommen. Ich richtete mich, um zu schießen, auf. Dabei gewahrte ich noch ein drittes Thier, ein Junges, welches bisher verdeckt gewesen; natürlich zielte ich nun nach der Mutter, weil jenes meine sichere Beute geworden wäre, falls es mir glückte, diese zu erlegen. Alles laufte gespannt, ich drückte los — der Schuß versagte! Das Knacken der Zündkapsel halte uns unheimlich in die Ohren. Mit einem Ruck wandten die unförmlichen Köpfe sich der verdächtigen Seite zu, beruhigten sich aber wieder und fuhren fort zu grasen. Nachdem ich einen neuen Zünder aufgesetzt, feuerte ich, diesmal mit besserem Glück: einer der Kolosse brach zusammen, ehe der Schall verklungen. Jetzt aber stürzte das andere Ungethüm schraubend vor Wut und mit weit geöffnetem Mache auf mich los und war, als ich kaum meine andere Büchse ergriffen, mir bereits auf fünf Schritte nahe gerückt: meine achtschüssige Kugel traf es in den Mache. Wie ein Kreisel drehte sich der fürchterliche Gegner und stürzte, als er noch Thorntons kleine Kugel in die Rippen erhalten, laut brüllend zusammen. Ein dritter Schuß aus meiner kleinen Büchse streckte das Junge nieder, welches schreiend hinter dem Körper der Mutter Zuflucht gesucht. So hatte Sankt Hubertus, was er früher ungnädig versagt, an diesem Tage mir gewährt. Wol Wenige werden sich des Glückes rühmen können, an einem Tage drei Stück von solchem Hochwild erlegt, acht Löwen in solcher Nähe beobachtet und außerdem eine gute Flugwildjagd gemacht zu haben!“

„Wir feuerten dem zuerst gefallenen und immer noch zuckenden Nashorn einige Kugeln in den Kopf, um seine Leiden abzurufen. Als es völlig verendet, kamen einige Träger herbei und baten sich die Erlaubniß aus, auch ihrerseits noch einige Schüsse darauf abgeben zu dürfen, wahrscheinlich um späterhin mit dem Erlegen eines Rhinoceros prahlen zu können, ohne sich allzu unverschämter Lügenhaftigkeit schuldig zu machen. Alle drei Thiere waren Weibchen. Das eine hatte im Rückgrat eine abgebrochene eiserne Pfeilspitze stecken, in deren Nähe das Fleisch zerfressen war. Obwol die Waffe wahrscheinlich vergiftet gewesen, trugen doch die Meger durchaus kein Bedenken, von dem Fleische an entfernteren Theilen zu essen; sie meinen, daß Pfeilgift nur örtlich wirke.“

„Durch das wiederholte Schießen aufmerksam gemacht, sammelte sich bald der größte Theil meiner Leute um mich und begann mit Jubeln und Jauchzen die Zerwirkung der Beute. Trotz des Ueberflusses entstand bei dem Vertheilen des Fleisches Streit, und nur mein Stoc verhütete, daß es zu Thätlichkeiten kam.“

„Ehe wir hiermit fertig waren, meldeten einige Träger, sie hätten ein Flußpferd erlegt und noch ein Nashorn gesehen. Ich folgte ihnen so schnell als möglich, nur mit meiner kleinen Büchse bewaffnet, und feuerte, da ich nicht näher ankommen konnte, auf zweihundert Schritt: von der zweifelhigen Kugel in den Kopf getroffen, brach das Thier zusammen, raffte sich aber wieder auf und verschwand im Gebüsch, ehe ich Zeit hatte, wieder zu laden; die einbrechende Dunkelheit hinderte mich, der durch starken Schweiß bezeichneten Fährte zu folgen.“

„Träger und Führer drängten mich, aus Furcht vor den Masai, deren Feuer am Nordoststrand des Sees loderten, zu schleunigem Ausbruche; ich konnte mich jedoch nicht entschließen, das herrliche Jagdgebiet so schnell zu verlassen.“

„In der Hoffnung, einiges Raubwild zu schießen, begab ich mich am anderen Morgen noch vor Sonnenaufgang nach dem Platze, wo ich gestern die drei Dichtäuter erlegt. Leider

hatten die reichlichen Fleischreste nicht genügt, die Todengräber der Wildniß die ganze Nacht über zu beschäftigen. Der Platz war bereits geräumt bis auf einige größere Knochen und die zwei Köpfe — den dritten hatte ich für meine Sammlung zubereiten lassen — und derartig gescharrt und zerstampft von Hyänen oder Hyänenhunden und anderem Raubzeug, daß man keine Hand breit glatten Boden finden konnte.“

„Von hier aus ging ich mit Koralli dem See zu, nach einer Stelle, an welcher gestern viel Wild zur Tränke gekommen war; dort verbargen wir uns im Grase. Eine Stunde lang warteten wir vergeblich. Endlich zeigten sich in der Ferne Zebra's, Elems, Antilopen und Gazellen in zahlloser Menge. Truppweise näherten sie sich unserem Versteck mehr und mehr. Da tauchten auf der Windseite einige Leute auf, welche ich ausgespäht hatte, um nach dem gestern erlegten Flußpferde zu sehen, und — um meine Jagd war es geschehen. Zwar sandte ich dem flüchtigen Wilde auf vierhundert Schritt einige Kugeln nach, aber, wie zu erwarten, ohne Erfolg.“

„Müthig ging ich weiter in die Ebene hinaus, während Koralli sich den See entlang schlich. Das Glück lachte mir noch einmal: zwei Gazellen und zwei Schweine traten zu gleicher Zeit aus dem Schilf; ich erlegte die größte der ersteren. Sie war etwas stärker als eine ausgewachsene Ziege, von rothbrauner Farbe am Leibe, von weißer in den Weichen und trug ein eigenthümliches, nach hinten gekrümmtes Gehörn. Merkwürdiger Weise enthielt das Fleisch, obwohl das schönste Gras überall in Menge wuchs, keine Spur von Fett. Ebenso waren auch die gestern erlegten Nashörner vollkommen mager gewesen; nur das Flußpferd hatte ein wenig Schmalz für unsere Küche geliefert.“

„Nachmittags vergnügte ich mich mit Schießen von Raubvögeln, welche, durch das Schlachtfeld angeleckt, unser Lager umschwebten, sich sogar mitten unter die Träger wagten und Dem und Jenem ein Stück Fleisch zu entreißen suchten. Bei einem späteren Spaziergange bemerkte ich in der Nähe des Sees einen Panther, welcher sich im trockenen Schilf wälzte, jedoch verschwand, ehe ich Zeit hatte, die Büchse anzulegen.“

„Am anderen Morgen brachen wir lange vor Tagesanbruch auf. Es war sehr dunkel und die Leute hielten sich dicht bei mir, weil sie sich vor wilden Thieren fürchteten. Kaum hatten wir tausend Schritt zurückgelegt, als einige große, langsam sich fortbewegende Schatten vor uns auftauchten. Einer der Träger schrie aus Leibeskräften: „Pera, Pera!“ Nashörner, Nashörner! Im Nu lagen sämtliche Gepäcksstücke an der Erde. Wie eine von Wölfen bedrohte Schaafherde drängten sich die Träger auf einen Knäuel. Meine Büchse trachtete ein lautes Geschrei und Schnauben ertönte und ließ mich die Wanderer als Flußpferde erkennen. Da sie, ohne einen Angriff zu wagen, von daunen zogen, bekamen auch meine Suaheli Mut und feuerten mit lautem Prahlen hinter dem fliehenden Feinde her; ich ließ mich jedoch auf weitere Verfolgung nicht ein.“

„Nach einer halben Stunde erschien wiederum eine schwarze Gestalt auf unserem Wege, dem Gesichne nach zu urtheilen, welches meinem Schusse folgte, ein Nashorn. Einen Augenblick blieb das Thier stehen, dann lief es langsam fort; ich näherte mich so rasch als möglich und sandte ihm noch zwei Kugeln nach. Mehrere Male versuchte das Ungethüm uns anzugreifen, schnauzte und zerrührte mit seinem Horne den Erdboden, ließ sich aber immer wieder durch Thornen und Koralli abhalten, welche auf der Windseite anschliffen. So erhielt ich Zeit, es durch eine neue Kugel zu Boden zu strecken, dann trat ich vorsichtig heran und bohrte ihm eine Lanze in das Auge — es schlug noch einmal mit dem gewaltigen Körper nach der Seite und suchte nicht mehr. Nun erst sah ich mir meine Beute genauer an; denn bei der herrschenden Dämlichkeit hatte ich bisher einzelne Theile nicht untersuchen können, vielmehr nur auf gut Glück gefeuert. Es war ein weißes Rhinoceros — leider ein trächtiges Weibchen mit milchgefüllten Eutern — elf Fuß zwei Zoll lang vom Kopfe bis

zur Schwanzspitze, fünf Fuß zwei Zoll hoch, mit zehnthalb Zoll breiten Fußsohlen. Von meinen Augen war die eine hinter dem Matte eingebunden, die andere von hinten in den Leib. Gern hätte ich den Schädel mitgenommen, um daran die Verschiedenheit des schwarzen und weißen Rhinoceros genau bestimmen zu können (alle bisher erlegten Nashörner waren schwarze gewesen); doch war einerseits keiner meiner Träger ohne Ladung, andererseits hatte ich keine Zeit mehr übrig: das Entfernen des Fleisches würde mindestens einen halben Tag gekostet haben. Ich begnügte mich also, die Hörner abzulösen. Diese sind mit denen der anderen Art nicht zu verwechseln; das kleinere Horn namentlich ist bei dem schwarzen Rhinoceros kegelförmig zugespitzt und im Querschnitte vollkommen rund, während es bei dem weißen an den Seiten zusammengedrückt und oben mehr schneidig als spitz ist.“

„Unterwegs begegneten wir noch mehreren Nashörnern, doch ohne daß es möglich gewesen wäre, einen Schuß auf sie abzugeben. Uebrigens war ich auch vollkommen zufrieden mit dem bisher Geleisteten und hätte eine sich bietende Gelegenheit wahrscheinlich gar nicht benützt, weil ich hinreichend mit Fleisch versorgt war; hatte ich doch eigentlich schon das letzte Thier ohne Zweck getödtet. Zu meiner Beruhigung fanden wir beim Ueberstreiten der Klumpfette Gelegenheit, einige Porejäger auf das unbenützt daliegende Stück Wild aufmerksam zu machen: sie gingen eiligst nach dem genau beschriebenen Orte, um Hyänen und Geiern den seltenen Braten abzujaugen.“

Nach dieser Abschweifung kehren wir zum Reiseberichte zurück und lassen den Baron seine Erlebnisse weiter erzählen.

Obwol Dafeta nur eine Stunde von hier entfernt lag, heißt es in den Aufzeichnungen vom 22. Juli, ließ ich doch schon vor sechs Uhr aufbrechen, um wo möglich unbemerkt durch die Thore an der Grenze der Pflanzungen zu kommen; die Durchgangsabgabe konnte ich hierdurch allerdings nicht zu ersparen hoffen, wol aber viel Zeit und Unannehmlichkeiten. Unterwegs begegneten uns einige Eingeborene, welche zu unserer Ueberraschung nicht im Mindesten über unsere Gegenwart befremdet zu sein schienen — vielleicht hielten sie uns für eine Abart von Arabern. Sie trugen Bienenkörbe auf dem Haupte, wie wir deren auch auf den Bäumen zu Seiten des Weges aufgehängt sahen: fünf Fuß lange und sechzehn Zoll dicke, sauber ausgehöhlte und außen hübsch geglättete Holzklöße von faß- oder gurtenförmiger Gestalt, die Enden mit Holzstücken verschlossen, durch welche zahlreiche kleine Löcher gebohrt waren, jedes mit einer Hervorragung unterhalb, damit die Bienen vor dem Einfliegen darauf absteigen konnten.

Nachdem wir einen Gürtel dichten Holzes durchwandert, standen wir an der Grenze von Dafeta, vor einem hohen, aus großen und kleinen Bäumen, Büschen und Schlingpflanzen gebildeten Zaune, durch welchen ein aus schweren Holzblöcken errichtetes Thor mit so engem und niedrigen Eingange führte, daß die des Sattels entledigten Esel sich eben hindurchdrücken konnten. Schweigend traten wir ein; dann feuerten wir sämtliche Gewehre ab, um die Bewohner von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

In Kurzem erschienen einige zwanzig Eingeborene. Sie nahmen die übliche Abgabe (zwei Doti Baumwerkzeug für den Eingang der Karawane und ein Doti für jeden Esel) in Empfang und verlangten außerdem ein Stück Kaniki (blaues Zeug), um ein Griqi an Thore zu machen, damit sie nicht wieder in ähnlicher Weise überrascht würden. Da sich unter meinen Waaren kein Kaniki befand, erbot sich einer der Träger, sein Kanikopfstuch zu diesem Zwecke zu überlassen. Nachdem diese Schwierigkeit und die damit verknüpfte halbfründige Unterhandlung überwunden, wanderten wir wol anderthalb Stunden lang ungehindert weiter, durch Pflanzungen von Bananen und Zuckerrrohr, durch

so schwer der Entschluß mir fiel, zur Rückkehr; vielleicht konnten wenigstens die Hütten uns bei einem zweiten Versuche von Nutzen sein!

War schon der Weg bergauf ein schlechter gewesen, so war er abwärts, nach acht- undviersigstündigem Regen, beinahe ungangbar. Alle früheren Spuren waren verwischt, wir verloren in Kürzen die Richtung und geriethen auf wahrhaft gefährlichen Boden, zwischen künstlich verdeckte Fallgruben. Der feuchte Lehm war so schlüpfrig, daß es nicht geringe Geschicklichkeit erforderte, sich aufrecht zu erhalten; ich war der Einzige, dem Dies gelang. Thornton fiel dreimal hin, doch ohne sich Schaden zu thun, und ebenso machten alle Träger nähere Bekanntschaft mit Mutter Erde. Trogtalldem sammelten wir eine Menge Blumen und Farren — leider gingen sie späterhin durch die Unachtsamkeit eines Trägers größtentheils verloren.

Durchnäßt bis auf die Haut und bis weit über die Kniee mit rothem Schlamm bedeckt, kamen wir gegen zwölf Uhr an die ersten Pflanzungen. Die Träger verlangten zu rasten, ich trieb sie aber weiter, weil ich üble Folgen für sie befürchtete. Wenige Minuten vom Lager entfernt, mußten wir aber dennoch kurze Zeit halten — die Leute brachen buchstäblich vor Ermattung zusammen. Gegen 2½ Uhr erreichten wir die Zelte.

Unangenehme Nachrichten erwarteten mich. Der hitzköpfige Koralli hatte sich zu über-eilten Handlungen hinreißend lassen, obgleich ich ihn noch vor der Abreise gewarnt. Zuerst hatte er einen von Tembo berauhten Mann geschlagen, weil dieser ihn Mbjanga (Narr) geheißen, und dann, als die in hohem Grade aufgebracht Wabschagga eben wieder ein wenig beruhigt waren, sich in Händel mit der Hauptfrau des Sultans verwickelt. Er hatte das Weib, welches einen Butterhandel mehrmals rückgängig gemacht und dadurch allerdings seine Geduld in Anspruch genommen hatte, hart angefahren und sie aus dem Lager hinweggedrängt, zwar ohne sich thätlich an ihr zu vergreifen, doch, was viel schlimmer ist, unter aufbrausendem Schelten und Drohen. Ich selbst habe öfters Leute geschlagen, habe Weibern, welche in zudringlicher Weise ihre Waaren ins Zelt brachten und dasselbe trotz meiner Aufforderung nicht verließen, ihren Kram aus der Hand gerissen und auf die Erde gestreut, ich habe auf der Reise nach Kiloa den Lenker meines Fahrzeuges weiblich mit den Fäusten bearbeitet — alles Dies, ohne mir Unannehmlichkeiten zu verursachen; denn ich lachte hinterher die Betreffenden tüchtig aus und brachte so die schadenfrohe Menge auf meine Seite. Hätte ich aber geschimpft und getobt, wie es Koralli bei solchen Gelegenheiten thut, so würde ich auch die Unbetheiligten gegen mich eingenommen haben und öfters in schlimme Verlegenheit gerathen sein.

Der Vorfall mit Mambos Frau hatte große Aufregung hervorgebracht. Das Weib stellte sich krank in Folge der Schläge, welche sie erhalten zu haben behauptete; der Sultahn, um hieraus Vortheil zu ziehen, forderte Schmerzengeld, sperrte, als Dies verweigert wurde, das Lager und verbot den Verkauf von Lebensmitteln. Matt und angegriffen, wie ich war, sowohl in Folge der großen Anstrengungen und der dürftigen Kost während der letzten vier Tage, als auch in Folge des Vergers über das Fehlschlagen meiner Hoffnungen und über Korallis Verhalten, that ich doch unverweilt die nöthigen Schritte, um die Ordnung wieder herzustellen. Ich bat den Sultahn um eine Unterredung; er schlug sie aus, weil seine arme, gemißhandelte Frau noch krank sei und er sich selbst nicht mehr sicher fühle, seitdem man sich an Weibern vergreifen. „Er hoffe“, ließ er sagen, „daß die Fremden eine Entschädigung an seine Frau und das übliche Abschiedsgeschenk bezahlen und dann möglichst bald das Land verlassen möchten.“

Einen ganzen Tag lang dauerten die Verhandlungen fort, ohne zu einem befriedigenden Ergebnisse zu führen; im Gegentheil, man begnügte sich zuletzt nicht mehr damit, sich vom Lager

fern zu halten und uns die Zufuhr von Lebensmitteln zu entziehen, sondern schnitt uns auch das Trinkwasser ab. Weides konnte mir im Grunde genommen gleichgültig sein; denn ich besaß noch für eine Woche Bohnen und Bananen und war durch einen glücklichen Schuß Korallis mit dem Fleisch eines jungen Nashorns versehen; frische Lebensmittel für unsere Tafel erhielt ich durch einen Knaben, den Abgesandten einiger Frauen, eingeschmuggelt, und das nöthige Wasser holte ich mir selbst in Begleitung einiger zwanzig Träger aus dem eine Viertelstunde vom Lager entfernten Flusse.

Morgens gegen elf Uhr am 13. August erschien der Sultahn zum ersten Male wieder. Anfangs weigerte er sich, in das Zelt zu kommen, gab aber nach, als er sah, daß ich mich auf eine Unterhandlung im Freien nicht einlassen würde. Meine ziemlich strenge Rede und meine Vorwürfe hörte er still und furchtsam an; er war in der besten Stimmung und zeigte Bereitwilligkeit zur Wiederherstellung des guten Verhältnisses, aber der furchtsame Fakt ver-darb wieder Alles durch seine Zwischenreden, durch seine übertriebene Höflichkeit und Unterthänigkeit. Schließlich sah ich mich genöthigt, sechs Taschentücher, vier Dori Amerikano, zwei Armbänder und eine Anzahl Feuerstränge als Entschädigung für die kranke Frau zu versprechen. Als Mambo auch damit noch nicht zufrieden war, wies ich ihn ernstlich auf die Gefahr hin, welche ein Bruch mit mir für ihn und sein Land haben könnte; jetzt erst versprach er, den Markt wieder zu eröffnen und die davongelaufenen Führer zu bestrafen, und jetzt erst überreichte ich ihm sein Geschenk. Darauf zeigte ich ihm die Lebensmittel, welche ich während der Lagerperre und ungeachtet seines Verbotes von meinen Freunden gekauft hatte; er ward wie toll vor Wut und verlangte ungestüm, die Namen der Leute zu wissen, welche sich des Ungehorsams gegen ihn schuldig gemacht — selbstverständlich ging ich auf solche Forderung nicht ein.

Noch war die Sache durchaus nicht beigelegt. Am Abend, als wir uns kaum zur Ruhe begeben, ließ sich ein entferntes Lärmen und Schreien vernehmen. Wir sprangen aus Bett und Zelt und unterchieden in dem Stimmengewirre deutlich den Ruf: „Wanga, Wanga!“ (Krieg, Krieg!) sowie den Schlachtgesang. Das Geschrei kam näher und näher. Ringsum ertönte die Kriegstommel. Zitternd sammelten die Träger sich um uns Europäer. Ich vertheilte Pulver und Kugeln und sandte die drei Führer der Karawane mit zwölf bewaffneten Leuten nach Mambos Wohnung, um zu erfahren, ob die Wabschagga Etwas gegen uns im Schilde führten, oder ob sie durch einen Einfall feindlicher Stämme beunruhigt wären; ihre Weisung war, dort Stellung zu nehmen und im ersteren Falle sich wohnöglich der Person des Sultans zu versichern. Kurze Zeit darauf begann ein gut unterhaltenes Flintenfeuer — kein Zweifel, daß ein Gefecht stattfand. Wir machten uns auf das Schlimmste gefaßt. Ich richtete zwei Raketen auf den Eingang zum Lager, lud die Elephantenbüchsen mit Schrot, gab einige der Merkwürdigkeit halber gekaufte Lanzen und Schwerter an diejenigen unter den Trägern, welche keine Gewehre hatten, gab den Dienern Befehl, sich dicht in meiner Nähe zu halten und bei einem etwaigen Kampfe die abgeseuerten Gewehre wieder zu laden, keinesfalls aber selbst zu feuern, vertheilte die Rollen unter uns, zündete mir eine Cigarre an, um die Raketen geschwind in Brand setzen zu können, und ließ, um auch im Falle einer Niederlage nicht unvorbereitet zu sein, etwas Amerikano und Perlen, Lebensmittel für zwei Tage, eine Kitoma mit Wasser, Zunder und Stal zurecht legen.

Das Schreien und Schießen währte wol zwanzig Minuten fort. Bei ruhiger Ueberlegung würde es mir allmählich klar, daß die Wakilema keinen Angriff beabsichtigten; denn, weshalb hätten sie uns vorher durch ihren Lärm davon Kenntniß geben sollen? Als das Getöse nach einiger Zeit näher rückte, klang es weniger fremdartig, wie Kriegsgefang der Suaheli — es waren meine eigenen Leute, welche zurückkehrten. Sie erzählten, ein Raubthier habe zwei Ziegen zerrißen und eine Kuh angefallen; ein altes Weib habe Dies gesehen

## Achtzehnter Abschnitt.

### Letzte Versuche.

Was noch zu thun blieb. — Durch die Ebene nach Dafeta. — Unangenehme Neuigkeiten. — Die alte Freundschaft durch den Blauscid erneuert. — Ankunft in Kilema. — Entscheidung der Ungewißheit. — Nochmals in Dafeta. — Forderungen der Aeltesten. — Ein Abenteuer Thorntons. — Mauterei unter den Trägern. — Abschied.

Sowol in Kilema wie in Madjchame hatte der Reisende nicht eigentlich über die Bevölkerung zu klagen gehabt, sondern nur über die Herrscher und ihre Räte; es blieb daher die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß späterhin unter anderen Sultahnen eine Besteigung des Kilimandscharo ebenso leicht sein konnte, als sie jetzt schwierig erschien — selbst ein neuer Versuch noch vor der Rückkehr nach der Küste bot, in Anbetracht der veränderlichen Stimmung der Wabjchagga, einige Aussicht auf Erfolg. Mambo von Kilema wenigstens hatte durch sein bisheriges Verhalten bewiesen, daß er guten Eingebungen zugänglich war: er hatte sich benommen wie ein Kind, welches den Wallungen des Augenblickes folgt, jetzt unartig ist und, wenn man es nur zu behandeln versteht, im nächsten Augenblicke wieder herzensgut und lenksam. Nicht zu unterschätzende Schwierigkeiten mußten freilich Mambo's Unzuverlässigkeit und lügenhaftes Wesen bereiten. Indessen war anzunehmen, daß Deckens Aufenthalt in Kilema von günstigem Einfluß auf ihn gewesen, daß die beim Abschied erteilte Lehre noch jetzt nicht vergessen sei. Der Reisende entschloß sich also, sein Glück nochmals in Kilema zu versuchen, zuvor aber nach Dafeta zurückzukehren, um hier nach seinen Sachen zu sehen.

Gegen Sonnenaufgang, erzählt Decken vom 5. September weiter, ermunterte ich meine Afrikaner, welche die kurze Raft zu einem Schlößchen benutzt hatten, und führte sie in südlicher und südöstlicher Richtung weiter. Wir kamen wiederum an zahlreichen Wildfällen vorbei. In einer derselben lagen die Gebeine eines Elefanten, daneben stand eine Hütte, welche der glückliche Eigner der Grube wol errichtet hatte, um sich mit Bequemlichkeit an dem Fleische des gefangenen Thieres mästen zu können.

Die Landschaft war anfangs parkartig, nahm aber späterhin die Beschaffenheit der trockenen Flächen südlich vom See Iipe an. Nur hier und da überragten höhere Bäume die

in der Grassfläche zerstreuten Dornbüsche; fast ausnahmslos waren sie mit Bienenerben von der früher beschriebenen Form behangen: auf einem derselben zählten wir siebzehn Stück. Lautlos marschirten die Träger darunter hinweg, aus Furcht, die kleinen Injassen zu erschrecken und zu reizen, nicht ohne Grund — denn gereizte Bienen sind gefährliche Feinde der Karawanen und haben öfters schon Leute durch ihre Stiche getödtet. Erschallt der Ruf „Nuki“ (Bienen), so werfen die Schwarzen ihre Bündel zur Erde, kauern am Boden nieder und beharren so lange unbeweglich in dieser Stellung, bis die geflügelten Angreifer sich völlig verzogen haben. Nach zwei Uhr erreichten wir einen geeigneten Platz am Ufer des Weriveriflusses, an welchem wir Herberge machten; bald nach Sonnenuntergang lagen wir in tiefem Schlafe — es galt, die Ruhe zweier Nächte zu genießen.

Unser Weg führte folgenden Tages über mehrere reisende Flüsse und Bäche. Dem seit des dritten erhobten die Leute ein Geschrei: „ein Nashorn! ein Nashorn!“ Thornton und ich sprangen eiligt vor und sahen ein riesiges weißes Rhinoceros. Es stampfte mit den Füßen, als es uns wahrte, und zerrwühlte mit seinem Horne die Erde, offenbar im Zweifel, ob es angreifen oder dem ungewohnten Gegner das Feld überlassen sollte. Da ich Letzteres befürchtete, feuerte ich und fast gleichzeitig mit mir Koralli: es brach auf dem Flecke zusammen. Mit Jubelgeschrei sprangen die Träger herbei, um das Thier auf muskimitische Weise zu schlachten d. h. ihm den Hals abzuschneiden; aber noch ehe sie es erreicht hatten, erhob es sich und galoppirte, zwar bisweilen strauchelnd aber dennoch ziemlich schnell, dem Dichter zu und war unsern Augen entschwunden, ehe wir einen neuen Schuß anbringen konnten. Bei diesem Zwischenfalle, welcher einen Zeitraum von nur wenigen Minuten ausfüllte, benahm sich Faki höchst ergötzlich: sobald das Geschrei ertönte, erkletterte er mit der Geschwindigkeit eines Affen den nächsten Baum; als aber das schwerverwundete Thier verschwand, sprang er schleunig herab, feuerte sein Gewehr in die Luft und verhöhnte laut schreiend das feige Nashorn, welches sich in keinen Kampf mit ihm einlassen wollte.

Es schien, als ob der Regen der vorigen Wochen die Ebene mehr bevölkert habe; denn wir trafen noch am selben Tage auf Herden von Zebra, jagten einige Vögel Perühühner auf und erblickten gegen Abend sogar noch ein Rhinoceros und zwar ein feuerfarbenes — es hatte sich auf dem feuchten Lehmboden gewälzt und war über und über mit rothem Schlamm überzogen.

Durch eine Biegung weithin nach Süden umgingen wir das dichte Gestrüpp und den Sumpf, welche uns das vorige Mal soviel Aufenthalt verursacht hatten, und ermöglichten es, an diesem einen Tage nicht weniger Weges zurückzulegen als früher an dreien.

7. September. Koralli und ich litten an Dysenterie, wol in Folge des schlechten Wassers, welches wir am Tage zuvor genossen; wir beschleunigten unseren Marsch, um sobald als möglich nach Dafeta zu gelangen, wo wir uns nach soviel Anstrengung ein wenig Ruhe gönnen konnten. Gegen vier Uhr kamen wir an den Mambafluß und schlugen, da der Ort uns zusagte, an seinem diesseitigen Ufer das Lager auf. Hierüber waren die Träger höchlich entriistet; sie murrten, Dies sei gegen alle Sitte und Ordnung; und wollten lieber mit einem schlechteren Platze vorlieb nehmen, als von dem alten Karawanenbrauche lassen.

Auf beschwerlichem Wege durch verbranntes Land, wo weder Gras noch Busch mehr zu sehen war, erreichten wir Tags darauf die Grenze von Dafeta. Wiederum schienen wir uns unbemerkt durch die Thore ein und feuerten erst, als wir an Ort und Stelle angelangt waren, die Gewehre ab. Unsere alten Bekannten eilten herbei, begrüßten uns durch Händeschütteln und Jamborufen, Alle sichtlich erfreut, uns wieder zu sehen. Auch Banafumo stellte sich ein, brachte uns ein halbes Lamm und einige Stengel Ruderrohr zum Geschenk

und berichtete, daß die ihm übergebenen Waaren in bestem Zustande sich in seinem Hause befänden, und daß er mehrere Packete Bohnen und Mais für mich gekauft habe. Seine anderen Neuigkeiten lauteten schlimm. „Die Masai“, erzählte er, „sind raubend und plündernd von Kruschä bis zum See Tipe vorgeedrungen; in Ugono aber herrscht Krieg und arge Hungersnoth, sodaß die Leute sich von Bananenwurzeln nähren müssen.“ Zuletzt beklagte er sich, daß er bei seinen Landsleuten in Verdacht gerathen sei, mit uns Zauberei getrieben und dadurch den Regen verhindert zu haben; drei Ziegen und ein Schaf habe man ihm genommen und sie geschlachtet, um das Grigri unschädlich zu machen — doch vergebens, und noch jetzt stehe er beim Volke in Verruf und werde auf alle Weise angefeindet.

So uneigennützig Banafumo sich bisher benommen hatte, letzteres Geschichtchen schien er erfunden oder wenigstens vergrößert zu haben; um sich bei mir in Gunst zu setzen und eine Belohnung zu erhalten. In dieser Vermutung wurde ich dadurch bestärkt, daß die Eingeborenen ein unverändertes Benehmen gegen uns beobachteten. Nichts verrieth, daß sie aufgebracht wären oder sich vor uns fürchteten; im Gegentheil, der Markt war gut besucht, der Handel ging leicht, und es gelang nicht nur, Lebensmittel in Menge zu kaufen, sondern auch Hausgeräthe, Schmuckgegenstände, Waffen u. dergl. einzutauschen. Vor Allem mußte ich aus dem Benehmen Kruschä's, einer meiner Freundinnen, schließen, daß die Verhältnisse nicht so schlimm lagen, als Banafumo sie darstellte. Schon früher hatte Kruschä, die aus Kilema gebürtige Witwe eines Dafetahäuptlings, eher als alle anderen Weiber ihre Schlichtertheit verloren, und mancherlei Freundlichkeiten erzeigt, kleine Geschenke von Milch und frischem Erbsen gebracht u. dergl. m., ohne jemals um Etwas zu betteln oder mehr zu fordern, wenn sie eine Gegengabe erhielt; diesmal hatte sie uns zuerst das Willkommen geboten, uns sogleich mit Milch versorgt und versprochen, Alles zu schaffen, was wir sonst noch begehren würden.

Etwas war aber doch an Banafumos Verede; denn Nachmittags erschien einer der Häuptlinge und beschuldigte mich, nachdem er die Neuigkeiten aus Dschagga erfragt, daß ich einen Zauber gegen sie hinterlassen habe, nämlich ein an einem Stocke befestigtes Stück Messingdraht, welches sie auf dem Kilemawege gefunden haben wollten. Es fiel mir nicht ganz leicht, die auf diesen Schwindel begründeten Entschädigungsansprüche des Mannes zurückzuweisen. Damit war aber die Sache durchaus noch nicht abgethan. Am anderen Morgen schickte Kruschä einen Knaben zu mir mit der Botschaft: „Weibe zu Hause!“ Ich gehörte dem Winte, gab meinen Morgenispaziergang auf und erwartete nicht ohne Spannung, was da geschehen sollte. Keine der Frauen ließ sich im Lager sehen, um Etwas zu verkaufen, dagegen kamen etwa fünfzig Wakuaßi und hundert Wadafeta, alle in vollem Waffenschmuck; etwas später erschienen die Häuptlinge mit ihrem Gefolge. Ueber vier Stunden lang belästigten sie mich mit ihrem Gewäch, warfen mir vor, ich hätte das Land verzaubert und ihnen zu wenig, den Wadschagga aber zu viel Regen zugewendet, hätte den Weg nach Kilema durch mein Grigri unsicher gemacht, Blumen gepflückt und Bienen gefangen, um dadurch die Ernte und den Honig zu verderben, und ähnlichen Unsinn mehr. Ferner erzählten sie mit bedenklichen Gesichtern, ich hätte die Frau des Sultahns Mambo getödtet und ein anderes Weib vergiftet oder wenigstens durch Zauberei ihren Tod verursacht (sie meinten die Frau des Kriegers Mhimo, welche von mir Arznei erbeten hatte, aber gestorben war, ehe ich ihr Etwas gegeben), und Koralli hätte eine dritte Frau verartig gemißhandelt, daß sie jetzt noch krank darniederläge. Ich erklärte ihnen lachend, daß ich mich auf so alberne Anklagen nicht vertheibigen könnte; um ihnen übrigens zu zeigen, daß ich mit den Wadschagga auf gutem Fuße stände, würde ich bereits morgen nach Kilema zurückkehren. Endlich, da sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen einsehen, gaben sie ihre Entschädigungsforderungen auf und verlangten nur, ich solle mit ihnen den Bluts Eid schwören. Als ich einwilligte, führten sie eine Ziege, welcher zwei Männer mit

acht Speren vorausgingen, siebenmal im Kreise um mich, Koralli und die Führer und sangen dazu einen schrecklichen Eid, „daß unsere Frauen uns untreu werden, daß wir keine Kinder bekommen, unsere Besitzthümer verlieren und frühzeitig sterben würden, wenn wir schlechte Absichten hätten; andernfalls sollte das Glück uns begünstigen und alles Eigenthum der Wadafeta auch uns gehören.“ Darauf schnitten sie der Ziege ein Ohr ab und ließen jeden von uns einen Tropfen des hervordringenden Blutes trinken. Nachdem ich, was ihnen jedenfalls die Hauptsache war, vier Doti für die gelieferte Ziege gegeben, war die Angelegenheit abgethan. Noch einmal versuchten sie ihr Glück: sie verlangten von Neuem eine Durchgangsabgabe für meine Reise nach Kilema, ließen aber auch von dieser Forderung ab, als ich ihnen sagte, daß ich unter solchen Umständen ihr Land auf dem Wege nach Mombas verlassen und erst außerhalb der Grenzen mich in einem Bogen nach Kilema wenden würde. Beim Abschiede schenkte ich ihnen von freien Stücken fünf Doti, mit dem Bemerkten, daß ich immer so handeln d. h. Nichts geben würde, wenn sie bettelten, und sie reichlich beschenken, wenn sie sich anständig betrogen.

Mein Entschluß, Kilema nochmals zu besuchen, erfreute sich nicht der Billigung der Träger; sie meinten, für diese Reise eine besondere Entschädigung beanspruchen zu dürfen. Viele von ihnen, vermutlich durch Fati aufgewiegelt, melbten sich krank; ich zeigte jedoch kein Mitleid mit ihnen und ließ nur einen zurück, welcher sich bei genauer Untersuchung als wirklich krank erwies.

Am 12. September früh sechs Uhr brachen wir auf. Ich führte mit Thornton den Zug und ließ Koralli bis zuletzt im Lager bleiben, damit Nichts vergessen würde. Im Freien angelangt, wartete ich eine Weile, um die zurückgebliebenen Leute sich sammeln zu lassen, als Koralli erhitzt und aufgeregert herbeikam und sich bitterlich beklagte, daß Mwanjalini seine Ermahnung, sich zu breiten, mit den Worten zurückgewiesen habe, „er möge doch nicht joviel sprechen und schimpfen, man würde auch ohnedies gehen“. Es sei, meinte Koralli, gegen seine Ehre, sich Derartiges von einem Negor sagen zu lassen; er würde sich kein Gewissen daraus machen, beim nächsten derartigen Falle dem Widerjeglichen eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Auf mein freundliches Zureden ging er nicht ein, und für Ermahnungen, doch künftig bei solchen Gelegenheiten ruhiges Blut zu behalten, war er unzugänglich; er fuhr mit Schimpfen und Drohen gegen die Schwarzen fort und ließ, als ich ihm Dies ernstlicher verwies, sich zu der Aeußerung hinweisen, daß er sich von mir trennen würde, wenn ich nicht seine Partei nähme.

Auf bekannten Wegen erreichten wir gegen Mittag unseren alten Lagerplatz am Gonifluß und am anderen Tage nach zweistündigem Marsche Kilema. Innerhalb des ersten Grabens feuerten wir einige Gewehre ab; bald darauf zeigten sich die beiden Schutzleute des Lagers, ängstlich zwischen den Büschen durchfliegend und erst dann sich hervorwagend, als eine größere Anzahl ihrer Landsleute sich versammelt hatte. Sie wußten bereits, daß wir an der Grenze von Mochi gewesen, aber umgekehrt wären; dagegen war es ihnen noch nicht bekannt, wie es uns in Wadschama und Dafeta ergangen. Ich trug den Soldaten auf, Mambo einen Brief zu übergeben, bestehend aus mehreren Stücken Holz, deren jedes eins der für ihn mitgebrachten Geschenke vorstellte; durch die Annahme der Stäbchen sollte er mir anzeigen, daß er Willens sei, uns innerhalb vier Tagen eine Besteigung des Kilimandscharo zu ermöglichen. Eine Stunde später kamen die Abgesandten mit günstigem Bescheide zurück. Nachdem sie noch einige vergebliche Versuche gemacht hatten, eine Eingangsabgabe zu erlangen, gestatteten sie uns, wieder Besitz vom alten Lagerplatz zu ergreifen; kurz darauf war Alles in früherer Weise hergerichtet. Die Frauen schienen glücklich zu sein, daß ihnen durch den Handel wieder Gelegenheit wurde, ihre Fußsucht zu befriedigen; sie kamen in Scharen und verkauften zu mäßigen Preisen und ohne



viele Nebenarten — jedenfalls eine erfreuliche Nachwirkung meines früheren Verkehrs mit ihnen.

Zwei Uhr Nachmittags kam Mambo mit seinem Gefolge. Wie bei seinem vorigen Austrittsbesuche versteckte er sich zwischen seinen Leuten, verhüllte das Gesicht und lief, sobald er das Kischongo mit mir und Thornton gewechselt, mit seinem Hofstaat schleunigst von dannen, jedenfalls um beim Bananenwein seine sichtliche Angst und Verwirrung zu vergessen. Vorher hatte er mir heimlich zugesüßert, daß er mich Abends allein aufsuchen und sein Geschenk holen würde; wenn er es jetzt nähme, meinte er, würden seine Begleiter ihm wenig übrig lassen. Anstatt des Sultans erschienen jedoch die zwei Lagerсолдаты, entschuldigten ihn wegen Unwohlseins (sollte wol heißen Trunkenheit) und baten sich das versprochene Geschenk aus. Auf Zureden meiner Leute händigte ich ihnen die Waaren ein, ließ jedoch der Vorsicht halber Affani mitgehen, um mich zu versichern, daß sie in richtige Hände kämen.

Die Entschcheidung der Ungewißheit, in welcher ich wegen der Besteigung des Kilimandscharo schwebte, napete schnell. Am Nachmittage des 14. Septembers besuchte mich Mambo in völlig beraushtem Zustand. Er schwagte unablässig, hörte nicht auf Das, was ich ihm sagte, verlangte Gewehre, Revolver u. A. mehr; dazwischen hielt er, wie es die vier- bis fünfjährigen Kinder in Dschagga häufig thun, einen kleinen Bogen an den Mund, schlug mit einem Stäbchen darauf und pffif dazu. Auch die ihn begleitenden Krieger waren in hohem Grade betrunken, beraubten die Marktweiber und würden sie sicherlich auch gemißhandelt haben, hätte ich mich nicht ins Mittel geschlagen. In Folge dessen verliefen die Verhandlungen ohne Ergebnis: ich schlug die Bettelcielen Mambo's rundweg ab, und er entfernte sich mit der Drohung, daß er sich all' mein Besitztum mit Gewalt zu verschaffen wissen würde. Vergebens hoffte ich, daß er anderen Tages ermüdet in Lager erscheinen sollte; er ließ sich entschuldigen, daß er durch Regierungsgeschäfte verhindert sei, daß er keine passende Kuh für mich finden könne und was dergleichen Vorwände mehr sind. Nachdem ich bis fünf Uhr gewartet, nahm ich die Flagge vom Zelt und besah den Leuten, Alles zum zeitigen Aufbruch am nächsten Morgen bereit zu machen; es schien mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß ich auch diesmal in Kilema Nichts ausrichten würde.

Währenddessen kam Kehani, meiner Ansicht nach der beste von den Räten des Sultans, mit Grassbücheln in der Hand herbei und bat mich dringend, von meinem Entschlusse abzustehen; als er mich dabei verbleiben sah, ging er nach der Wohnung des Sultans. Schon nach zehn Minuten traf Mambo selbst ein. In der Erwartung, daß ich ihn anreden werde, setzte er sich in einiger Entfernung vor meinem Zelte nieder; da ich ihn jedoch nicht beachtete, ließ er mich um ein Schauri bitten. Affani erwiederte ihm in meinem Namen, daß ich allerdings jede Unterredung überflüssig fände, aber dennoch, wenn er es wünsche, mit ihm im Zelte verhandeln wollte. Es erfolgte die Rückantwort, daß der Wanli im Freien zu bleiben wünsche. Darauf sagte ich in Suaheli und so laut, daß Jeder es hören konnte: „mit Mambo, dem Vögner und Trunkenbold, mag ich Nichts mehr zu thun haben; so Gott will, werde ich schon morgen weit von Kilema sein!“

Der Sultahn verhielt sich hierbei ruhig und fast gleichgültig; es schien, als ob er noch Etwas im Hinterhalte habe, wovon er sich eine gewaltige Wirkung versprach. Ich beobachtete ihn weiter und sah nach Kurzem ein Lächeln der Zufriedenheit auf seinen Lippen spielen: zwei seiner Leute brachten eine schöne, fette Kuh herbei und boten sie mir zum Geschenk — daß ich diesem verlockenden Braten widerstehen könne, schien ihm außer dem Bereiche der Möglichkeit zu liegen. Fakt, welcher sich bis dahin ruhig verhalten wurde, als er Fleisch sah, auf einmal lebendig, bestrwortete beredt den längeren Aufenthalt in Kilema und versicherte, jetzt würde man dem Sultahn gewißlich trauen können. Meine Antwort auf das Alles war: „der Wanli mag seine Kuh behalten, ich brauche sie nicht.“

Ueber diesen Bescheid geriethen Mambo und die Seinen außer sich vor Wut. Ihren tolln Geberden nach zu schließen, hatten sie nicht übel Lust, uns Alle in Stücke zu zerreißen; einzig die Furcht schien ihrem Zorn ein Ziel zu setzen. Der große Herrscher erklärte zähneknirschend, daß kein Europäer je wieder sein Reich betreten sollte; der Hofstaat schimpfte weiblich und spuckte voller Verachtung vor mir aus; der Krieger Msimbo war sogar unverschämt genug, mit lauter Stimme zu rufen, er wolle ein Grigri machen, durch welches ich mein Leben verlieren würde: sein Mut verreckte jedoch schnell, und in mächtigen Sägen suchte er das Weite, als ich mit erhobenem Stock auf ihn zuschritt. Nur Kehani machte eine rühmliche Ausnahme, er schüttelte traurig das Haupt über das Benehmen seiner Landsleute und bat, nachdem sie sich entfernt hatten, laut schluchzend um Verzeihung und um Gnade für die Thoren, daß meine Rache sie nicht verderbe.

Das Einpacken dauerte bis spät in die Nacht. Da ich diesmal Dafeta in einem Tage zu erreichen gedachte, ließ ich sogar die Zelte noch am Abend abbrechen. Nach vollbrachter Arbeit setzten die Träger sich um die hellrothen Feuer und füllten sich den Wagen mit den reichlich vertheilten Bananen; essend und schwagend fand ich sie noch, als ich sie am Morgen wecken wollte. Bereits früh fünf Uhr erschienen Kehani, Mgindo und die beiden Lagerсолдаты, still und mit ernstern Mienen, und baten, ich solle doch die Ankunft des Sultans noch abwarten, welcher der Sitte gemäß eine Abschiedskuh bringen wollte. Aus dem erwähnten Grunde verweigerte ich jeden weiteren Aufenthalt. Um sieben Uhr verließen wir den Plag.

Die Oeffnung des wegen kriegerischen Nachrichten aus Madschame und Lambungu versammelten Thores nahm einige Zeit in Anspruch; ebenso hielt uns die Begegnung mit einer wol hundert Mann starken, mit salzhaltiger Erde beladenen Karawane aus Kafe etwas auf; dennoch aber erreichten wir, da wir in gutem Schritt marschirten und nur einmal unterwegs rasteten, schon Nachmittags zwei Uhr unser Ziel. Von allen Seiten begrüßte man uns mit Händeschütteln und lautem Jamborufen auf das Herzlichste; wiederum war es meine Freundin Aruscha, welche ihre Freude über unsere Rückkehr am lebhaftesten zu erkennen gab.

Banasumo hatte inzwischen einen guten Vorrath Lebensmittel eingekauft, jedoch ich für die Dauer meines hiesigen Aufenthaltes und für die ersten Tage der Weiterreise reichlich versehen war; Dies mußte mir um so angenehmer sein, als die Frauen fast Nichts zum Verkaufe brachten und das Wenige zu übertriebenen, jeden Handel ausschließenden Preisen. Auch in anderer Hinsicht waren Banasumos Dienste nicht gering anzuschlagen; hatte er uns doch durch Aufbewahrung zahlreicher Miso die Reise wesentlich erleichtert. Fast schien es, als ob er eine rühmliche Ausnahme unter den Negern gewöhnlichen Schlags bilden wollte. Die angeborenen Untugenden seines Stammes tamen jedoch auch einmal, wennschon nur für kurze Zeit, zum Vorschein: durch meine Freigebigkeit wahrscheinlich verwöhnt, versuchte er mehrere Bettelcielen, ja, er wagte sogar, ein Miso Messingbract zurückzubehalten mit dem Bemerkten, daß er es nur gegen ein Geschenk ausliefern werde. Als ich Anstalt traf, mich mit Gewalt in Besitz meines Eigenthums zu setzen, gab er freilich nach und suchte die Sache so zu drehen, als ob ein Mißverständnis obgewaltet habe.

Am Morgen des 18. September, am zweiten Tage nach meiner Ankunft, hielten die Sultane von Dafeta mit ihren Räten ein großes Schauri; nach dreistündiger Berathung erjuchten sie mich, in ihre Mitte zu treten. Nachdem sie, wie üblich, die Neuigkeiten aus Dschagga erfragt und mir zum Gruß ein Schaf geschenkt hatten, theilten sie mir ihre Beschlüsse mit: „Du bist“, sagten sie, „unser Freund und Blutsbruder, und wir möchten Dich gern noch einen Monat bei uns behalten; da aber die Masai rasch herannahen, müssen wir Dich bitten, bis übermorgen unser Land zu verlassen. Dem die Masai, wenn sie Dich



Baron

Carl Claus von der Decken's

# Reisen in Ost-Afrika

in den Jahren 1859 bis 1865.

Herausgegeben im Auftrage der Mutter des Reisenden,

Fürstin Adelheid von Pless.

Erzählender Theil.

Mit zahlreichen Abbildungen, gezeichnet von G. Seyn, G. Seyn, O. Sundblad und Andern, und Karten von C. Gassenheim.

Zweiter Band.

Leipzig und Heidelberg.  
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.  
1871.

12. 53. 48

Baron

Carl Claus von der Decken's

# Reisen in Ost-Afrika

in den Jahren 1862 bis 1865.

Nebst Darstellung von N. Brenner's und Th. Einzelbach's Reisen  
zur Feststellung des Schicksals der Verschollenen,  
1866 und 1867.

Bearbeitet

von

Otto Kersten,

früherem Mitgliede der von der Decken'schen Expedition.

Neue Reisen im Inneren und an der Küste. Die ostafrikanische Inselwelt (Madagaskar,  
Seychellen, Réunion, Mosibé und Komoren). Reisen in den Ländern  
der Galla und Somali.

Erläutert durch 15 Tafeln, 16 eingedruckte Holzschnitte und 8 Karten.

Leipzig und Heidelberg.  
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.  
1871.

doch konnte der Baron der Verlockung nicht widerstehen. Er bürschte sich mit seinen Begleitern bis auf etwa sechzig Schritt an, soweit es eben die spärliche Deckung erlaubte. Gewiß zehn Minuten lang sah er dem Treiben der riesigen Dickhäuter zu. Sein Entschluß, das Abenteuer zu bestehen, blieb unverändert. Er suchte sich das nächststehende größte Weibchen aus, zielte nach dem Schulterblatt und feuerte. Ein markdurchdringender Schmerzschrei, wie ein schmetternder Trompetenton, erschallte, das Thier brach zusammen, erhob sich aber wieder und trabte den anderen, wuschmaubenden Ungethümen nach, welche in schwerem, schnell fördernden Galopp, glücklicher Weise nicht nach uns zu, davon eilten — eine dicke Wolke Staubes verhüllte in kurzem die Herde der flüchtigen Riesen. Der Baron schuß noch einmal blindlings in das Gewirr, lud dann schleunigst wieder und folgte den blutigen Spuren seines Opfers.

Sobald der erste Schuß gefallen war, hatten unsere Begleiter, selbst einer, welcher Elephantenjäger zu sein vorgab, die Flucht ergriffen. Erst als alle Gefahr verschwunden, kamen sie wieder herbei und schlossen sich uns an. Das angeschossene Weibchen blieb bald hinter den anderen zurück; es hielt in seinem Laufe öfters an, wässerte, mißete und verlor unglaubliche Mengen sogenannten Knochenchweißes: offenbar war es schwer verwundet, es schien eine sichere Beute des glücklichen Schützen zu sein. In raschem Laufe kamen wir über einen ziemlich stark fließenden Bach hinweg bis in den Wald; aber ehe wir noch das Thier erreichten, entlud sich ein heftiges Unwetter in nicht enden wollendem Regen und vernichtete alle Schweißspuren. Da auch die Dunkelheit hereinbrach, mußten wir leider von der Verfolgung abstecken. Der Baron bot Dem, welcher der Fährte nachspüren wollte, zehn Thaler, also ungefähr ebensoviel, als der Lohn eines Trägers während der ganzen Reise beträgt; Keiner aber ließ sich dazu bereit finden, die Furcht überwog die Geldgier.

Anderen Morgens hatten wir noch lange in Sumpf und Wald umherzuirren, ehe wir in die offene, trockene Ebene gelangten. Sie zeigte wieder dasselbe Aussehen wie die gestern verlassene: fettblättrige Büsche bedeckten die mit niedrigem Grase bestandene Fläche, und dazwischen stand ab und zu ein Affenbrodbaum. Wir gewahrten wie auch schon gestern viele Steine von Kopfgröße, wahrscheinlich vulkanische Bomben, wie man sie in der Nähe von Feuersteinern so oft findet. Die Ugonoberge zur Linken, den Kilimandscharo zur Rechten, schritten wir in oftmaliger wechselnder Richtung einem im Westen auftauchenden Höhenzuge, dem Kruschagebirge, zu, an dessen Fuß unser Reiseziel liegen mußte. Trotz angestrengten Laufens legten wir nur wenig Weg zurück, weil wir durch häufige Bodenschwierigkeiten zu Zickzackbewegungen genöthigt wurden. Die einzige angenehme Unterbrechung bei dem ärgerlichen Pfadsuchen wurde uns durch ein Rhinoceros bereitet, welches wir mit seinem Zungenpfählich vor uns liegen sahen. Lautlose Stille ringsumher. Der Baron zielte einen Augenblick, drückte los — doch das Zündhütchen versagte! Ehe er Zeit hatte, ein anderes aufzusetzen, gab Koralli eine Kugel aus seiner kleinen Büchse ab, aber zu kurz: scheinbar unverwundet sprang das Thier empor und wandte sich zum Angriff. Im Nu hatten die Träger, welche schon vorher ihre Mägen auf den Boden geworfen, die nächsten Bäume erklettert; erst als die wütende Mutter, durch die Flintenschüsse einiger Mutigen erschreckt, das Weite gesucht hatte, kamen sie wieder herab.

Ein ansehnlicher, südwärts strömender Fluß, welchen wir seiner Wassermenge nach für eine Vereinigung des Secausflusses mit den anderen bisher überschrittenen Gewässern, also für den Rufu oder späteren Panganani halten mußten, hemmte unsere Schritte. Ihn ohne längere Vorbereitung zu überschreiten, war unmöglich, wie sich bei genauer Untersuchung herausstellte; deshalb errichteten wir an seinem diesseitigen Ufer das Lager. Nachdem wir uns an einer Wahlzeit von Erbsen und frischgeschlachtenem Ziegenfleische gelabt, streckten wir uns auf die am Boden liegenden Baumwollenballen zum Schlafe nieder.

Mehrere Stunden vor Tagesanbruch weckte mich die wunderbare Helligkeit des Firmaments. Die Fixsterne strahlten, wie es auf dem Abendgebirg und auf erhabeneren Höhen beobachtet wird, in ruhigem, planetarischen Licht und leuchteten, daß man bei ihrem Glanze fast lesen konnte. Auch außerdem lag Etwas in diesem Himmel, was ihn wesentlich von dem nördlichen unterschied. Es waren nicht fremde Sternbilder, welche durch ihren ungewöhnlichen Glanz mich blendeten — im Gegentheil, alle die schönsten unter ihnen kannte ich von der Heimat her — wol aber standen hier die bestleuchtenden Gruppen zu beiden Seiten des Himmelsgleichers gerad über mir, im durchsichtigsten Theile des Weltraums, nicht weit von uns, zur Hälfte im Dunstkreis der Erde. Und Das, dünkt mich, ist das ganze Geheimniß des Tropenhimmels!

Um den Strom vor uns nicht überschreiten zu müssen, gingen wir am nächsten Morgen rückwärts nach einem zweiten, etwa dreißig Fuß breiten Fluße, welcher nicht weit von unserem Lager in den anderen mündete. Er war brusttief und so reißend, daß die ersten Leute nur schwimmend hinüber gelangen konnten. Der Uebergang nahm nahezu vier Stunden in Anspruch. Zuerst wurde ein Baum gefällt, welcher zwar etwas ungeschickt fiel und deshalb nicht ganz bis an das jenseitige Ufer reichte, aber immerhin eine Art Brücke herstellte, freilich eine gegen zwei Fuß unter Wasser laufende; ein an beiden Ufern befestigter Strick stellte das Geländer dar. Dann bildeten die Leute aus eigenem Antrieb eine laufende Kette d. h. stellten sich einer in geringer Entfernung von dem andern auf den Baum und reichten sich das Gepäc zu, bis auch das letzte Stück hinüber befördert war. Wenig Schwierigkeiten verursachte das Uebersetzen der Menschen, destomehr das der Thiere. Selbstverständlich konnte man sie nicht den Baumstamm betreten lassen, und durchzuschwimmen sträubten sich die vor Furcht und Aufregung zitternden Thiere in hartnäckigster Weis. Endlich schlangen ihnen die Träger einen Strick um den Hals, dessen Ende die auf dem anderen Ufer Befindlichen ergriffen: jene schoben, diese zogen, so mußten die widerspenstigen Thiere wohl oder übel mit dem Wasser Bekanntschaft machen. In dem feindlichen Element angelangt benahmen sie sich überaus täppisch, schwammen auf dem Rücken, den Kopf unter Wasser, strampelten auf verzeifelte Weise mit den Füßen und waren, als man sie glücklich hinüber gezogen, nur mit Mühe dazu zu bringen, daß sie auf das Trockene kletterten; der eine wäre fast ertrunken, der andere wurde von dem Stricke bis nahe zum Ufer gewürgt, und alle bedurften langer Ruhe, ehe sie wieder einigermaßen zur Besinnung kamen.

Etliche hundert Schritt weiter hatten wir über einen zweiten, aber nur drei Fuß tiefen Fluß zu setzen; auch dieser vereinigt sich nicht weit von dem anderen mit dem Rufu. Durch die weite, von mancherlei Wild belebte Ebene uns weiter schlängelnd, gewahrten wir am Nachmittage Gruppen von hohen, kokosähnlichen Palmen und später auch Bananenpflanzungen. In dem bebauten Lande zeigten sich drei Eingeborene; sie beobachteten uns eine Zeit lang, pflückten dann Jeder ein Büschelchen Gras ab, näherten sich, als wir das Gleiche thaten, und führten uns an einen stattlichen Baum, unter welchem sich bald noch mehrere sammelten. Sie sprachen eine von dem Suaheli vollständig abweichende Sprache — es waren die ersten Masai, denen wir begegneten.

Zwischen Sadi und den etwas ungebirgigen Leuten entspann sich eine lange Unterhandlung über die im Voraus zu erlegende Abgabe. Erst als der Baron, ungeduldig ob des erfolglosen Veredes, sich in das Mittel schlug und bestimmt erklärte, er würde nicht mehr als vier Rollen Eisenbraut, einige Stück Ameritano und zehn Stränge Glasperlen geben, fügte man sich und gestattete uns, den Grenzfluß zu überschreiten, ein gegen vierzig Fuß breites, nur knietiefes, aber sehr reißendes Wasser. Bis gegen Dunkelwerden wanderten wir nun bald zwischen Bananenpflanzungen hin, bald durch ein Gestrüpp von stacheligen Solaneen,

bald durch prächtigen, hohen Wald, bis wir auf eine inmitten desselben gelegene Wieje gelangten. Die vorgeriückte Tageszeit veranlaßte uns, schon hier die Bündel abwerfen zu lassen, obwohl der uns bestimmte Lagerplatz nicht weit mehr entfernt war. Wir wurden nicht müde, die Schönheit der frischen Waldwieje, welche uns so sehr an heimatische Landschaften erinnerte, zu bewundern; namentlich entzückten uns die herrlichen, mimosenähnlichen Bäume, welchen die geschichtete Anordnung ihres Gezweiges und Laubes einen eigenthümlichen Reiz verlieh. Scharen von schwarzen und hellfarbigen Affen tummelten sich auf den Ästen, zeigten sich aber so scheu, daß wir nicht auf Schußweite nahekommen konnten. Hoch in der Luft schwebten Flüge trummelnäblicher Ibis, oft nur durch ihr einförmiges Schreien kenntlich. Und um unsere Lagerstätte wimmelte es von zudringlichem Geziefer, namentlich von Mücken und Schmeißfliegen, welche mit einer uns bisher unbekanntem Frechheit ihren Geschäften nachgingen.

Die Nacht war hell und kühl, und es thaute stark; unsere Wolldecken waren am anderen Morgen zum Ausringen durchnäßt, und auf den Gummidecken stand, als ob es geregnet hätte, das Wasser in kleinen Pfützen. Nach dreiviertelstündigem Marsch erreichten wir unseren Lagerplatz, eine Waldwieje wie die vorige, aber mit freier Aussicht nach dem Kilimandscharo. Wir gingen sogleich daran, eine kleine Festung nach Art der verschanzten Masaidörfer herzustellen, einen Kreis von dicht nebeneinander stehenden Hütten mit einem Eingange nur von einer Seite her, in der Mitte die Zelte mit den Waaren.

Bald erschienen einige Masai im Lager, forderten Geschenke und Abgaben und schrieben uns mit hochtrabenden Reden die sonderbarsten Bedingungen vor. Als sie einsahen, daß auf diese Weise Nichts zu erreichen sei, drohten sie mit Krieg. Die Träger zitterten für ihr Heil und baten flehentlich, das Verlangen der Schrecklichen zu befriedigen, erboten sich sogar, ihren Reijelohn hierfür herzugeben; der Baron aber ließ sich nicht einschüchtern noch erbitten, sondern erklärte den Masai, daß er entzückt wäre, sie, die vielgerühmten Helden, auch in Kriegstracht kennen zu lernen. Schimpfend zogen die Ungeheuer ab.

Die erwarteten Kriegercharren kamen am anderen Morgen nicht; dagegen bedrohte uns ein anderer Feind, der Mangel, und diesem mußten wir den so hübsch eingerichteten Lagerplatz räumen. Mittag rückte heran, und noch hatten sich keine Verkäufer von Lebensmitteln blicken lassen. Wir hatten Nichts als Gemüse, aus einer Art Spinat bereitet, zu essen. Jetzt war es an Sadi, seine Verbindungen im Masailande zu verwerten. Der Zufall kam ihm zu Hilfe. Zwei Bekannte des Führers besuchten uns und gaben uns den Rath, eine Stunde weiter nach Südwesten zu gehen, wo wir den Dörfern näher sein und reichlich mit Lebensmitteln versorgt werden würden. Sie nahmen drei unserer Leute mit, um ihnen den Ort zu zeigen. Nach einigen Stunden kamen sie zurück und übergaben uns eine Ziege, mit welcher wir die Ceremonie des Kischongo (s. Bd. I. S. 262 u. 273) vornahmen. Da die Nachrichten günstig lauteten, folgten wir ihnen nach der bezeichneten Stelle, einem freien Platz außerhalb des Waldes, und errichteten hier, unter dem Schatten mächtiger Bäume, unsere Zelte und Hütten. In der Nähe sollte sich ein Dorf der Waarucha und eines der eigentlichen Masai befinden, zu gleicher Zeit auch ein bewaffnetes Lager von einigen tausend Masai. Sadi begab sich sogleich in das benachbarte Masaidorf, um Verbindungen mit den Häuptlingen anzuknüpfen und namentlich die Eröffnung eines Marktes zu veranlassen.

Landschaftlich war dieser Lagerplatz mindestens ebenso schön wie der andere, und in Bezug auf die Aussicht übertraf er ihn sogar: außer dem vom Fuße bis zum Gipfel sichtbaren Kilimandscharo zeigte sich im Nordwesten der hohe, kegelförmige Mieruberg und im Südosten, wenn wir eine kurze Strecke hinausstraten, die kaum einige Meilen entfernte Aruschahügelfette. Die weite Grasebene vor uns war an einigen Stellen mit Pflanzungen



Afrikanische Aushörner.



Afrikanische Nashörner.

## Zweihundzwanzigster Abschnitt.

### Besteigung des Kilimandscharo.

Zwei Nashörner auf zwei Schuß erlegt. — Ein Schlachtfest. — Wo ein Nas ist, da sammeln sich die Adler. — Am Fuße des Kilimandscharo. — Vergauwärts ins bewohnte Land. — Verhandlungen mit den Wabshagga. — Unser Lagerplatz in Uru. — Verlockendes Auerbieten. — Erste Unterredung mit Sultahn Saia. — Schönheit der Töchter des Landes. — Ein Heirathsantrag. — Kampf zwischen dem guten und bösen Princip. — Die Alten tragen den Sieg davon. — Auszug mit Hindernissen. — Der Elefantenjäger taucht wieder auf. — Wie die Suaheli das Wegweiseramt versehen. — Empfang in Moschi. — Mangelhafte Zeitrechnung unterwegs. — Korall's Leiden. — Ausfluchtspunkte. — Der Ranti Kimandara und seine Mutter Mabjale. — Umlär. — Die Blutsbrüderschaft soll Alles ermöglichen. — Noch eine Heirathsgeschichte. — Leute aus Lambungu im Lager. — Endliches Gelingen. — Aufbruch bei Mondschein. — Erste Nacht auf dem Berge. — Pflanzenwuchs beim Weitermarsch. — Langende Kobolde. — Eine wandernde Familie. — Abendrisse. — Aufsteigen bis zur Montblanc-Höhe. — Warum ein Weitergehen unthunlich war. — Desborough Cooleys Spitzfindigkeiten. — Beobachtungen auf dem höchstgelegenen Punkte. — Zurück nach dem vorigen Nachtlager in 10,000 Fuß Meereshöhe. — Kalte Frühlbarkeit. — Verlaufen durch Schuld der Führer. — Irrfahrten im Regen. — Ein Ueberfall im Walde. — Wieder auf dem Wege. — Baumfarnie und wilde Bananen. — Letzte Nacht im Freien. — Willkommen im Lager. — Kimandara's Geschenk. — Rückblick auf die Besteigung des Kilimandscharo: Formen und Farben der Pflanzen in verschiedenen Höhen. Die Thiere des Berges. Bodenbeschaffenheit. — Nutzen der Besteigung hoher Berge.

Wir wanderten durch eine Ebene von demselben landschaftlichen Charakter wie die früher, vor dem Betreten des Kruschgebietes, durchschrittene. An der Spitze des Zuges gingen die Jäger; ich hielt mich, mit Sammeln von Kerbtieren beschäftigt, im Nachtrab. Auf einmal ertönt ein wildes Geschrei, die Träger werfen ihre Mägo zur Erde, stürzen nach rechts und links in die Büsche und verbergen sich, so gut es angeht. Wurden wir von einem Feinde angegriffen, oder brachen reizende Thiere in unsere Reihen? Wie Dem auch sein mochte, ich hielt es für das Gerathenste, mich gleichfalls in Sicherheit zu bringen; denn ich trug die zur Rängenbestimmung dienenden astronomischen Uhren, welche ich bisher glücklich genug vor allen Unfällen bewahrt. Kaum hatte ich einige Schritte zur Seite gethan, als mehrere Büchsenhüsse krachten; die Büsche theilen sich und zwei ungeheure Thiere schießen in rasendem Galopp an mir vorüber; dann höre ich einen schweren Fall und unmittelbar darauf ein Jubelgeschrei der Neger, welche der Stelle zueilten, wo das eine Thier gestürzt war. Dort fallen sie über ihre Beute her, ein großes, schwarzes Nashorn, und durchhauen ihr mit elenden Messern den Hals.

Die scheußlich rissige Haut des Ungeheuers glich einer halbvertrockneten Schlammputze, gewiß zur Hälfte bedeckt mit einer Unzahl kleiner Fliegen, welche bald in geringer Höhe

über schwärmten, bald wieder sich setzten. Das Riesenthier maß zwölf Fuß fünf Zoll Kopf bis Schwanz und hatte fünf Fuß acht Zoll Schulterhöhe. Von den Schützen ist bekannt, daß außer diesen noch ein zweites, kleineres Nashorn erlegt worden, ein drittes unvollkommen sei; ein jedes war mit einem Schusse gefällt worden, das größere mit einer Viertelpfundballe Deckens, das kleinere mit einer gewöhnlichen Büchsenkugel Korallis, wie sich später herausstellte, das Herz getroffen.

Ein eigenthümliches Schauspiel gestaltete sich vor unseren Blicken. Die Haut war von der Seite des Thieres abgelöst und vom Bauch an auf der Erde ausgebreitet worden, eine riesige, blutgefüllte Schüssel bildend, auf welcher das Fleisch zerlegt und vertheilt werden sollte. Bis fast an die Schultern mit dem dunklen Saft besudelt, wühlten die Neger in dem noch zuckenden Fleische und in den ungeheuerlichen Eingeweiden. Das Fleisch oberhalb der Rippen hinweggeräumt und auch das Genießbare aus der Höhle entfernt war, schaufelten die Metzger das dicke, halbgeronnene Blut mit ihren Händen aus der Höhlung, um auch zu den unteren Theilen gelangen zu können. Am liebsten hatten unsere Träger einige Tage hier geblieben, um die herrliche Beute vollständig auszunutzen; sie erhielten jedoch nur zwei Stunden Zeit und mußten, nachdem sie sich mit Fleisch einige Tage versorgt, noch weit über die Hälfte davon liegen lassen. Die auf der Nase stehenden Hörner, welche auffällig kurz, dem Anscheine nach abgebrochen waren, nahm der Jäger als Siegeszeichen mit.

Während wir vorher weit und breit keinen Vogel gesehen, waren jetzt alle Bäume und Büsche mit Geiern dicht besetzt. Ohne sich zu rühren, saßen die plumphen, häßlichen Thiere oft zu fünf bis sechs auf einem Aste friedlich nebeneinander, alle den Blick nach der Seite gewandt, welche ihnen in kurzem zu Theil werden sollte. Das urplötzliche Erscheinen dieser an Zahl immer noch zunehmenden Vogelschar konnten wir uns nur dadurch erklären, daß wir annahmen, sie hätten in ungeheurer Höhe geschwebt, in welcher sie dem menschlichen Auge entschwänden, und wären dann, durch ihren scharfen Blick in Kenntniß gesetzt, dem dem tief unten Geschehenen, herabgestoßen, hierdurch den anderen Kunde gebend von dem für sie so wichtigen Ereigniß. Durch den Geruch konnten diese Abdecker der Wildniß nicht aufmerksam geworden sein, da das Fleisch ja noch frisch war; übrigens ist es bekannt, daß dieser Sinn bei Geiern ungemein schlecht ausgebildet ist.

Mit etwa joviei als dem Fleische dreier Ochsen beladen, setzten wir gegen zwei Uhr unsere Wanderung fort. Einige Stunden später erreichten wir einen ausgebreiteten Sumpf, wahrscheinlich die Südseite desselben Morastes, welcher im vorigen Jahre den steigenden Wasserstand verursacht hatte; der Kilimandscharo lag so nahe vor uns, daß wir die Baumstammungen der Eingeborenen mit dem Fernrohre deutlich erkennen konnten. Die Landschaft hatte sich einigermaßen verändert: während vorher niedrige Getreidebüsche und einzelne Bäume die Ebene bedeckten, zeigten sich jetzt, wie in der Nähe der Küste, wieder stattliche Baobab und zwischen ihnen ab und zu Armlencher- Euphorbien, Wolfsmilchbäume mit sonderbaren, steilaufstrebenden Ästen. Wir lagerten unter freiem Himmel und gossen mit Behagen eine kräftige Suppe sowie gebratenes Fleisch von dem erlegten Nashorn; alles, namentlich Lende und Leber, war überaus wohlschmeckend und zarter, als wir der Größe des Thieres nach erwartet hatten.

Am 15. November. Auf schon gestern erforstem Wege umgingen wir den Sumpf und folgten dann verschiedenen Elefantenspuren joviei als möglich in der Richtung, in welcher nach unserer Meinung Lambungu liegen mußte. Etliche Stunden lang ging es durch ziemlich offenes Land, später durch Schilf, Busch und Wald, zuletzt in gelinder Steigung bergauf. Immer steiler stiegen wir aufwärts längs einer Schlucht hin, in deren Tiefe

ein starker Fluß rauschte, und immer höher wurde der Wald zu unserer Seite. Gegen zehn Uhr erreichten wir einen verwilderten, mit Laubholz durchwachsenen Bananenhain, offenbar eine verlassene Ansiedelung, vermutlich dieselbe, von welcher Nebmann erzählt, daß sie gelegentlich eines Krieges zwischen Lambungu und Wadschagga verwüstet wurde (s. Bd. I, S. 287). Als sich vor uns ein Gewirr von fernem Stimmen vernehmen ließ, hielten wir an und schickten Sabi mit einigen Leuten auf Kundtschaft aus. Lange Zeit verstrich, ohne daß Antwort kam. Ebenjowenig kehrten auch später ausgesandte Leute zurück; Niemand wußte sich ihr Ausbleiben zu erklären. Um der Ungewißheit unseres Zustandes ein Ende zu machen, begab sich der Baron in Begleitung von Koralli und zwei Trägern selbst auf den Weg. Wiederum verging eine Stunde in peinlicher Erwartung, als endlich mehrere Leute kamen, um mich und die Karawane abzuholen. Wir überschritten zwei kleine Flüsse und gelangten nach etwa zwanzig Minuten auf einen freien Platz, auf welchem der Baron inmitten einer Anzahl Eingeborener saß, neben Sabi und den anderen Abgesandten, die es für bequemer gehalten hatten, mit den Wadschagga Neuigkeiten auszutauschen, als den Wartenden Nachricht zu geben! Wir befanden uns, wie uns mitgetheilt wurde, im Gebiete des Sultahns Sa'a von Uru. Zwei Krieger waren abgeschickt worden, um die Erlaubniß des Herrschers zum Durchzug nach Lambungu auszuwirken. Es wurde uns gerathen, diese Nacht über im Lande zu bleiben, weil Lambungu zu weit wäre, als daß wir es heute noch erreichen könnten; am anderen Tage wollte man zu jeder beliebigen Stunde Führer nach dem verbündeten Lande bereit haben.

Bevor wir weiter gingen, sollten wir das Kischongo mit den Eingeborenen wechseln. Da es ungehörlich lange dauerte, bis das hierzu nöthige Thier herbeigebracht wurde, verlor der Baron die Geduld und verließ den Platz, um sich auch ohne Führer nach Lambungu durchzuschlagen. Man gab uns die besten Worte und Versprechungen, um uns aufzuhalten, doch wir gingen weiter. Immer dringlicher wurden die Bitten der uns folgenden Leute; da erschien gerade zur rechten Zeit, als wir eben an der Grenze angekommen waren, Mjame, ein Bruder des Sultahns, gefolgt von Leuten, welche ein schönes Schaf führten. Wir standen von unserem Vorhaben ab. Die Wauru ergriffen das lautlos sich wehrende Thier und zogen ihm, noch bevor sie es schlachteten, in schändlicher Schinderei ein Stück Haut von der Stirn; dann schnitten sie dieses in Streifen, durchstachen sie in der Mitte und steckten sie abwechselnd sich und einem von uns an den Finger.

Nunmehr stand unserem Weitermarsche kein Hinderniß mehr entgegen. Von den schnell dahinschreitenden Wauru geleitet, kamen wir bald an einen Schanzgraben, welchen ein etwa zwanzig Fuß langes und höchstens vier Zoll breites Bret unter einem Winkel von zehn bis fünfzehn Grad überbrückte. Wir sowol als auch die Träger scheuten uns, diesen Uebergang zu benutzen, sahen aber auch keine Möglichkeit, durch die steilwandige Schlucht hinab und auf der anderen Seite wieder emporzuklettern, ersuchten deshalb die Eingeborenen, uns einen besseren Weg zu zeigen. Diese schienen sich über unsere Unschlüssigkeit in hohem Grade zu ergötzen; ohne ein Wort zu sagen, ergriffen sie die schweren Gepäckstücke — darunter einige Kisten, welche von zwei Mann getragen werden mußten — und schafften sie mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit über den schmalen Steg auf die andere Seite des Grabens. Es blieb uns Nichts übrig, als denselben Weg einzuschlagen; ein Jeder that Dies, so gut er konnte, der Eine, indem er auf dem Brete ritt, der Andere, indem er auf dem Bauche liegend sich hinüber arbeitete. Die Esel wurden auf einem anderen, weiteren Wege um die Schlucht geführt. Bergauf und bergab wandernd, an hübschen Wasserleitungen und tiefen Schanzgräben vorüber, bald auf gutem, bald auf schlechtem Pfade, immer aber durch ein üppig grünendes Land, erreichten wir kurz vor

Sonnenuntergang den ziemlich kleinen, doch reizend gelegenen Lagerplatz, eine von eingeregneten und wohlbewässerten Bananenpflanzungen umgebene Grasfläche. Uns gegenüber und durch ein tiefes Thal von uns getrennt, standen prächtige, hohe Waldbäume; vor uns ragten schneebedeckte Schneegipfel des Kilimandscharo in wirklich aufregender Nähe empor — wir konnten deutlich jeden Busch und Felsblock erkennen und gewissermaßen schon jetzt den Weg einzuschlagen nehmen, welchen wir bei der Besteigung einzuschlagen haben würden; im Westen erhob sich der kegelförmige Meruberg mit den vor ihm liegenden Hügelketten, und im Osten hinaus zog sich, so weit wir sehen konnten, die Ebene des Masailandes.

Der Sultahn schickte Brennholz, Bananen, einen Topf voll Honig und ein Schaf. Weiter kam er selbst in das Lager, doch fand wegen der vorgerrückten Tageszeit keine Unternehmung mehr statt. Er sagte uns nur, wir möchten bei ihm bleiben und von Uru aus die Besteigung des Berges unternehmen; er würde Alles thun, um uns zufrieden zu stellen. Dieser Vorschlag hatte viel Verlockendes; der Berg schien wirklich von hier aus besonders leicht zugänglich zu sein. Der Baron beschloß also, wenigstens einen Tag in Uru zu warten, um zu sehen, wie die Verhandlungen sich anlassen würden.

Am Gefolge seiner Familie und einer Anzahl Krieger kam Sultahn Sa'a zeitig am Morgen ins Lager. Er ließ sich an dem in der Nähe befindlichen Maschingo nieder, einem runden, mit Steinen abgegrenzten Platz, in dessen Mitte sich eine Hütte und, zwischen drei Säulen, ein Felsblock befanden; dieses ist der heilige Ort der Wadschagga, an welchem alle wichtigen Geschäfte wie Schauris, Zauberbräuche und Trunkgelage vorgenommen werden. Der Baron ging mit zwei Führern auf Sa'a zu und setzte sich, da dieser sich nicht erhob, ohne weitere Begrüßung ihm gegenüber. Eine längere Pause entstand, während welcher die Wadschagga ihrem Herrscher ab und zu Etwas in das Ohr flüsterien, bis dieser endlich aufstand; dem Reisenden die Hand reichte und „jambo“ sagte. Decken begrüßte ihn in derselben Weise und sprach: „Willst Du, Sa'a, daß ich in Deinem Lande bleiben soll, so versorge mich und meine Leute mit Lebensmitteln, siehe zu, daß wir den Kibo bald besteigen können, gestatte uns, Vögel zu schießen, Blumen zu pflücken und unsere Geräthe zu gebrauchen, und belästige uns nicht durch Forderungen. Versprichst Du, dies Alles zu thun, so will ich meine Absicht, nach Lambungu zu gehen, aufgeben und Dich nach der Rückkehr vom Berge mit einem reichen Geschenk erfreuen.“ Sa'a, ein neunzehnjähriger, junger Mann von schlankem Wuchs und angenehmen Aeußeren, willigte nach einer Berathung mit seinen Verwandten in Alles, bedingte sich aber wenigstens drei oder vier Tage Zeit aus, um gute Führer zu beschaffen, da er nicht Leute geben könne, welche den Weg nicht genau kannten. Dann bat er, der weiße Mann möge ihn als seinen Sohn ansehen und sich nur immer an ihn wenden, wenn er Etwas bedürfte; es solle Alles geschehen, was dazu dienen könne, uns zu befriedigen. Sein Benehmen hatte etwas einschmeichelnd Kindliches; er trat gegenüber dem Mungu, welcher ihm an Alter und Erfahrung so weit überlegen war, schüchtern, fast ängstlich auf; erfüllte er seine Versprechungen nur zum kleinsten Theile, so hatten wir alle Ursache, den Zufall zu segnen, welcher uns hierher geführt. Der Baron gab, um gleich anfangs einen guten Eindruck hervorzubringen, ihm und seinen Verwandten und Nichten ein Geschenk von weißem und buntem Baumwollenzug, einige Halsbänder, Glasperlen und kleine Spiegel, und vertheilte Perlen unter die Leibgarde. Alle waren über solche Freigebigkeit erstaunt, weil doch eben im Schauri ausgemacht worden war, daß sie vor der Besteigung des Berges kein Geschenk erhalten sollten, noch darum bitten dürften. Es wurde ihnen bemerkt, daß es die Art der Wajungu sei, bescheidene Leute zu beschenken, unverschämten dagegen Alles zu verweigern.

Befriedigt verließen die Besucher das Lager. Wir begannen darauf, uns häuslich einzurichten, schlugen die Zelte auf und bauten eine Küche, ein Waarenlager und ein



Natur ganz anders gestaltet waren, als die Zeichnung sie angab; wahrscheinlich haben die vierzig Jahre, welche seit den Aufnahmen Owen's verstrichen sind, die Veränderung bewirkt, da ein Zweifel an der Genauigkeit der Messungen in solchem Umfange doch wol nicht gestattet ist. Verdächtig war es freilich, daß man auch einige andere, weniger leicht erklärliche Irrthümer in Aufzeichnung der vermeintlich portugiesischen Ruinen (63) bemerkte.

Eine eigentliche Barre besigt der Tula-Fluß nicht; es sind nämlich einige Inseln und Bänke vor seiner Mündung gelagert, welche das Anspülen von Meeresand verhindern und zugleich die Vermischung des leichten, Schlamm führenden Flußwassers mit der salzigen Flut verlangsamten, sodaß die Ablagerung der erdigen Theile sich auf eine weitere Fläche vertheilt. Immerhin aber ist der Eingang zum Flusse bei Weitem nicht so tief als die obere Strecke desselben, welche öfters erst bei sieben Faden Grund zeigt. Das Fahrwasser ist an vielen Stellen mit Sandbänken und kleinen Korallenriffen durchsetzt. Die Uferseiten verändern den Anblick der Mündung von See aus beträchtlich: bei Hochwasser ist die offene Straße gewiß dreimal so breit als bei Ebbe. Wie fast überall an dieser Küste, wo Süßwasser sich mit salzigem mischt, zeigen sich Mangrove-Waldungen am Flusse; sie nehmen das linke Ufer ein, auf dem rechten gewahrt man weite Sandflächen, welche binnenwärts sich zu flachen, dünenartigen Höhen erheben.

Nach einigen Stunden Fahrt gerieth der Passpartout auf Grund und war, obgleich Alle ausstiegen, nicht wieder flott zu bekommen. Erst mit Hilfe von Matrosen der Yra, deren Boote sich gleichfalls im Flusse befanden, gelang es, den kleinen Dampfer in tieferes Wasser zu bringen. Um Mittag wurde ein kleines Dorf, Namens Ngomani erreicht. Die Bewohner benahmen sich sehr freundlich und brachten ohne Weiteres Milch und Eier herbei, sodaß man hier abzulochen beschloß. Die Speisefarte wurde vervollständigt durch einige Enten, welche man mit leichter Mühe in der Umgegend erlegte; als Zulost boten sich Bananen, Jams und Melonen. Nach gehaltener Rast fuhr man weiter und traf um vier Uhr in Kijiboni ein, wo der Empfang von Seiten der Einwohner ein gleich freundlicher war. Hier wurde das Nachtlager aufgeschlagen.

Die Uferlandschaft war schon einigermaßen verändert. Das Land zu beiden Seiten steigt etwas höher an, und die große Ebene des Innern, eine weite, mit dornigen Mimosenbüschen bestandene und von einzelnen Baobabs überragte Grasfläche, tritt näher an den Fluß. An Federwild schien die Steppe, wie Jagdausflüge am andern Morgen lehrten, nicht besonders reich zu sein, dagegen sah man in der Ferne zahlreiche Antilopen von einer „Lope“ genannten Art. In der Nähe des Flusses fanden sich Gänse, prächtige Enten, Tauben, Geier und Scharen von Affen.

Kapitän Parr, der sich am gestrigen Morgen den Reisenden angeschlossen hatte, kehrte heute nach zehn Uhr zurück, da er noch Verschiedenes für seine nahe bevorstehende Abreise nach Sansibar vorzubereiten hatte; die Anderen fuhren gegen Mittag weiter und erreichten nach anderthalbstündiger Fahrt das Dorf Kumbo, wo noch immer der Einfluß der Flut zu merken war. Untermwegs fuhr der Passpartout wieder einige Male fest. Dazu rückten die höher werdenden roten Kehlwanne der Ufer näher zusammen, und an einigen Stellen vereinigten Korallenfelsen, Sandbänke und umgestürzte Baumstämme das Fahrwasser oft bis auf zwanzig Fuß, sodaß der Baron, in Sorge, sein kleiner Dampfer möchte Schaden nehmen, von einer weiteren Befahrung des Tula absah. In eine Schiffsfahrt mit dem Welf konnte ja ohnehin unter diesen Umständen nicht gedacht werden. Zu anderen Zeiten, erzählten die Leute, ist der Tula-Fluß weit wasserreicher, weil dann, wenn die großen Regen fallen, eine Menge kleine Ninnjale sich in ihn ergießen; trotzdem aber bleibt er ein unbedeutendes Wasser, welches nur für den Küstenraum einigen Werth als Verkehrsstraße hat. Seine Quelle soll ein paar Tagereisen weiter oben in einem Sumpfe liegen.

Das Dorf Kumbo besteht aus acht Hütten und steht unter einem Sultahn d. i. Schulen, welchem übrigens die Einwohner große Achtung zollen. Vor fast allen Wohnungen sah man Antilopenköpfe und Büffelhörner liegen, deren einstige Träger allerdings nicht mit Waffen erlegt, sondern wol nur in Fallen gefangen und dann auf gefahrlose Weise abgeschlachtet worden waren. Um den Wildreichthum des Landes durch eigene Anschauung kennen zu lernen, entschloß sich der Baron zu einem zweitägigen Halt. Am nächsten Morgen ging er mit Brenner und einigen Eingeborenen, deren Bewaffnung in Speiß, Pfeil und Bogen bestand, in die Ebene hinaus, während die Anderen zurückblieben, um zu säen, Pflanzen zu sammeln, oder der niederen Jagd obzuliegen.

Der Weg führte anfangs durch dichten Gestrüppwald, welcher manchmal vor Dornen der Akazien, Euphorbien und Asklepiadeen fast undurchdringlich war. Nur an einzelnen ruhigeren Stellen fanden sich friedliche, unbewehrte Gewächse, ein Baobab, eine afrikanische Eiche, oder ein anderer Baum, welcher in Gestalt seiner Blätter unserm Haselnußstrauche ähnelt. Wegen dieser Bodenbeschaffenheit gelang es nicht, ein Stück Wild zu erlegen, ja nicht einmal zum Schusse zu kommen; doch sah man zahlreiche frische Spuren von Nashörnern, Büffeln, Elephanten, Antilopen und Hyänen, bemerkte auch einige dieser Thiere selbst. Das einzige Beutestück war eine sieben Fuß lange, armdicke Schlange. Unbefriedigt, lobtmüde, mit halbgerissenen Kleidern und durchnäßt von langdauerndem Regen suchte man am Abend ein Lager. Die Nacht wurde unter dem Schutz eines Baumes zugebracht.

Der andere Morgen begünstigte die Jäger mehr. Nach langem Umherstreifen trafen sie gegen zehn Uhr auf eine etwa achtzig Stück starke Büffelheerde, welche sich lustig in einem Moraste suhlte. Der Wind war nicht recht günstig; die Thiere witterten schon in einiger Entfernung die Nähe ihrer Feinde. Als schnell einige Schüsse abgegeben wurden, stoben sie in rasender Eile von dannen. Wie bei solcher Menge der Thiere nicht anders zu erwarten, hatte jeder Schuß getroffen, einer sogar eine tödtliche Verwundung verursacht. Der Baron verschmähte jedoch eine weitere Verfolgung der Herde, weil er diese Art Jagd gemüßig kannte und wußte, daß die Mühe des Suchens sich nur in seltenen Fällen lohnt. Sein Begleiter aber, in welchem der Anblick des prächtigen Wildes die Jagdbegier mächtig erregte, ließ es sich nicht verdrießen, mit einem der Eingeborenen den Spuren der Büffel zu folgen. Und siehe da, es glückte ihm, das inzwischen gefallene Thier nach einiger Zeit zu entdecken. Es war eine junge Kuh, deren Fleisch einen Braten von ausgezeichnetem Wohlgeschmacke gab.

Später, als die Jäger sich wieder vereinigt hatten, trafen sie noch ein Rhinoceros und einen Elephanten, doch gestattete auch hier die Dichte des Gestrüpps keine vortheilhafte Annäherung. Unter diesen Umständen, und da man nicht Lust hatte, noch eine Nacht im Freien zuzubringen, kehrten die Jäger nach dem Dorfe zurück. Von ihrem ausgezeichneten Führer geleitet, kamen sie gegen drei Uhr dort an und fuhren dann mit den Zurückgebliebenen noch an demselben Tage nach Kijiboni, dem zweiten der am Flusse liegenden Dörfer. Am folgenden Tage trafen sie an Bord des Welf wieder ein.

Noch weniger befriedigend war die Untersuchung des Schambasflusses, welche Herr von Schick mit den bisher an Bord gebliebenen Mitgliefern der Reisegeellschaft unternahm. Zwischen den kleinen, meist nur von Reichern und Besitzern bewohnten Inseln und Riffen nordwärts dampfend, erreichte man nach fünfständiger Fahrt die Mündung des Flusses, eine nicht sehr breite Oeffnung zwischen einem bewaldeten, niedrigen Kap im Norden und einer mit Busch bestandenen flachen, sandigen Spitze im Süden. Das Flußwasser schmeckte, selbst ziemlich weit oben, noch salzig — ein schlechtes Vorzeichen, welches jedoch die jungen Reisenden von der Ausführung ihres Vorhabens nicht abschreckte. Der Schambasfluß zieht sich in



Thiere zu berichten wissen. Dagegen trat an verschiedenen Stellen eine andere merkwürdige Antilope auf: kurzbeinig, starkgebaut und von einer Farbe zwischen der des Hirschens und des Gels. Ueber den Hüften ist sie mit schmalen, weißen Ringen gezeichnet und am Hintertheile mit runden, weißen Flecken, welche sich nach der inneren Fläche der Hinterläufe hin verziehen und nach dem Bauche zu spitzig auslaufen. Die Haare sind lang und straff und stehen über dem Genick mähenartig empor. Die Höhe des Thieres beträgt über drei, die Länge fast vier Fuß. — Büffel wurden bisweilen in starken Herden gesehen und auch einigemal erlegt. Das mehr einzelnlebende Nashorn zeigte sich seltener, dagegen erregte sein dickhäutiger Vetter im Wasser, das Flußpferd, gar häufig die Jagdbegierde der Reisenden, obgleich ihm gewöhnlich nicht viel angehabt werden konnte.

Ueberaus auffällig war das fast vollständige Fehlen von Raubwild. Nur ein einziges Mal auf der ganzen Flussreise bekam Decken einen Panther zu Gesicht, der jedoch schnell in dem Schilf und Gebüsch des Ufers verschwand. An der Küste wiederum findet man an Stellen, wo wegen der sandigen und trockenen Beschaffenheit des Bodens anderes Wild gar nicht vorkommen kann, oft zahllose, frische Spuren von Raubthieren verschiedener Art. In welchem Zusammenhang der Reichthum an Wild und das Fehlen der Raubthiere, oder umgekehrt, steht, wagen wir nicht zu beurtheilen; für uns bleibt es ganz ungewiß, was hier Ursache und was Wirkung ist, wenn überhaupt eine Beziehung zwischen Beidem vorhanden ist. Einiges Licht hierüber verbreitet vielleicht die Beobachtung Deckens, daß Hyänen, und vermutlich auch andere Raubthiere, die Schildkröteneier ausfreßen, welche man hier und da in Menge am Strande findet. Nach Jungbhuns Erfahrungen auf Java wäre es auch nicht unmöglich, daß die Schildkröten selbst den Räubern zum Opfer fallen. Kleinere Raubthiere, wie Mangusten und Ichneumon, wurden von Zeit zu Zeit bemerkt. Wichtigere aber ist das Vorkommen eines wilden Hundes von sehr dunkler, beinahe schwarzer Farbe mit weißer Schwanzspitze. Seine Größe ist die eines starken Bullenbeißers; sein kurzes Gebell klingt dem Schrecken des Rehbocks ähnlich. Leider gelang es nicht, eines dieser Thiere zu erlegen. — Hyänen machten sich selten bemerklich.

Von einem anderen merkwürdigen Thiere erhielt der Baron blos unbestimmte Kunde. Es soll dem Menschen gleich sein, doch viel stärker und größer, und blos im dicksten Walde leben, wo es sich eine Wohnung auf den Bäumen baue. Es habe, sagten die Galla, einen sehr großen, vorspringenden Mund, ganz behaarten Leib und kurzen Schwanz und gehe bisweilen auf zwei, manchmal auf vier Füßen, sei aber weder Affe, noch Mensch. Wenn es einen einzelnen Menschen trafe, so griffe es diesen an und zerfleichte ihn mit Händen und Gebiß; mehreren dagegen hielt es nicht Stand. Das Thier wurde Gobja genannt; ebenso hieß es auch am Djilusse, wo Decken das erste Mal von ihm hörte. Wenn sich nach diesen Angaben eine Vermutung aussprechen läßt, so kann man sie fast nicht anders als auf den Gorilla deuten, welcher ja, wie neuere Reisende nachgewiesen, auch am Gazellenflusse, also in nicht allzugroßer Entfernung vom Djuba, vorkommt.

Am stärksten sind die Vierhänder durch die Hundsaften vertreten, diese „Unvermeidlichen“ des afrikanischen Küstenlandes von Abyssinien bis nach dem Kapgebiete. Man sah sie oft in Gesellschaften von über hundert Stück beisammen. Vermuthlich nähren sie sich hauptsächlich von den süßen Früchten des Pfefferfuchensbaumes (Dumpalme). — Nur einmal wurde eine Halbaffenart beobachtet, dagegen sah man bisweilen kleine Meerlazen.

Von Vögeln finden wir in den verschiedenen Tagebüchern Uhu, Mandelkrähe, Halsbandrabe, Löffelreißer genannt, und neben gewöhnlichen weißen Reiher eine andere Reiherart von über sechs Fuß Höhe; die Beschreibung derselben lautet: Rücken und Flügel dunkelsilbergrau, Bauch und Kopf noch dunkler, Schnabel schwarz, untere Hälfte der

Halbfläche hellzimmtroth; von der Brust lange weiße Federn herabhängend, darüber kurze schwarze. —

Schlange wurden ab und zu gesehen; einmal kamen welche mit dem Holze an Bord. Auffällig war eine zehn bis zwölf Fuß lange Schlange, von nur anberhalb Zoll Dicke.

Unter allen auf dieser Reise gesehenen Thieren nahm das Krokobil die Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch. Noch nirgends bisher, selbst nicht im Djilusse, hatten sich die Krobile in solcher Menge gezeigt wie im Djuba. Schon in der Nähe von Zumbo waren öfters Sandbänke im buchstäblichen Sinne des Wortes von ihnen bedeckt, und auf der Fahrt sah man fast jede Stunde ihre schwarzen Schnauzen, oder Theile des zackigen Rückens aus dem Wasser hervorragen. Bei ihrer Trägheit und Unbeweglichkeit hielt man die Krobile öfters für Baumstämme, sowol wenn sie auf dem Trocknen sich sonnten, als wenn sie im Wasser sich langsam stromabwärts treiben ließen: nicht selten machte dann der Wels eine seitliche Wendung, um einer von dem Wachtposten angezeigten „Gefahr“ zu entgehen, welche jedoch bei dem Näherkommen geräuschlos verschwand, mithin eines der scheußlichen Wasserungeheuer war.

Diese schnauzen, ungestalteten Kurben mit ihren langsamen Bewegungen oder ihrem heimtückischen Lauern auf Beute, die sie mit sich in die Tiefe hinabsiechen, um sie erst zu ertränken und dann zu verschlingen, sind in der That schon furchtbar; Ungerener aber sind sie nicht minder, denn sie messen nicht selten vierzehn bis sechzehn Fuß! Und das ist ein riesiges Maß, wennschon, manchen Erzählungen zu Folge, an anderen Orten noch größere Krobile vorkommen sollen. Bis Dieses indessen durch wirkliche Messungen erwiesen ist, darf man wol annehmen, daß die Panzerrechen des Djubafusses ebenso groß wie die irgend eines anderen afrikanischen Gewässers sind; denn sie gehören derselben Art (65) an, und es steht ihrem Gedeihen und Wachsen hier durchaus Nichts im Wege, da sie reichliche Nahrung haben, auch nie gejagt oder sonst wie bekämpft werden.

Die Anwohner des Flusses kennen die große Gefahr, welche ihnen von den Krobilen droht, sehr genau. Sie nähern sich deshalb dem Flusse nur mit äußerster Vorsicht und gehen niemals ohne dringende Veranlassung in das Wasser. Noch mehr Furcht zeigten die Negler der Expedition; war z. B. ein Boot auf den Grund gestoßen, so konnten sie, selbst in so leichtem Wasser, kaum zum Aussteigen bewegt werden, obwol Dieses unbedingt nöthig war, um wieder flott zu kommen. Und sie hatten recht, sich thöulich in Acht zu nehmen; denn im Laufe der Expedition fielen mehrere von ihnen, welche gezwungenermaßen durch den Fluß schwammen, den Bestien zum Opfer. Nach Richard Brenners lehrreichen Mittheilungen, denen wir hierbei folgen, sind die Krobile weit gefährlicher als die Haiische des indischen Meeres; es ist an der Ostküste Afrikas fast unerhört, daß ein im Meere Badender von einem Haiische ergriffen würde, so gemein diese Thiere an manchen Orten auch sein müssen, da man sie ja, gefalzen und getrocknet, schiffsladungsmäßig nach den verschiedenen Häfen bringt: durch Krobile aber ist schon Mancher zu Tode gekommen. Sind die Krobile schon am Tage gefährlich, so können sie in der Nacht fast fürchterlich genannt werden, theils, weil man sich weniger vor ihnen in Acht nehmen kann, andertheils, weil sie dann eine erstaunliche Dreistigkeit besitzen. Sie heben, wie man später beobachtete, den Kopf über das Wasser und blicken neugierig in ein vorüberfahrendes Boot, beißen auch wol in die Ruder, obgleich diese in fortwährender Bewegung sind. Am Lande braucht man sie weniger zu fürchten; sie scheinen sich auf dem Trocknen unsicher zu fühlen und wagen nur ganz in der Nähe ihres Elementes einen Angriff.

Thiere, welche dem Wasser allzu nahe kommen, sind fast unfehlbar eine Beute der Krobile. Ochsen und Kamele können durch ihre Größe und Widerstandsfähigkeit noch einigermaßen gesichert gelten; Ziegen und Schafe aber kommen fast niemals los, wenn sie einmal